

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

39. JAHRGANG / NR. 154

ראש השנה תשפ"ה

27. SEPTEMBER 2024



לשנה טובה תכתבו
SCHANA TOWA 5785

Der Landesverband
Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5785

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danziger

Vizepräsidentin

Anna Zisler

Vizepräsidentin

Karin Offman

Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE AMBERG

In der Schlachthausstraße 8 wohnten

PAULA
FUNKENSTEIN
GEB. ECKSTEIN
JG. 1896
DEPORTIERT 1942
ERMORDET IN
AUSCHWITZ

ROLF HERBERT LEO
FUNKENSTEIN
JG. 1927
DEPORTIERT 1942
ERMORDET IN
AUSCHWITZ

SIEGFRIED
FUNKENSTEIN
JG. 1884
FLUCHTVERSUCH 1935
AUF DER FLUCHT
ERSCHOSSEN 1935

Unser Titelbild: Mare-Foto. „Dass der Granatapfel für Juden eine besondere Bedeutung hat, ist altbekannt. Wer löffelt an Rosch Haschana nicht Kern um Kern, um so viele Wünsche wie möglich in Erfüllung gehen zu lassen? Granatäpfel, hebräisch Rimonim, gehören zu den ältesten einheimischen Früchten und sind bereits in der Bibel erwähnt.“ Sabine Brandes, zitiert aus: www.juedische-allgemeine.de, 26.10.2006.

Bilder Rückseite (alle Beiträge dazu im Heft): **Nr. 1 und 2:** Synagogen-Eröffnung in Potsdam, Foto: ZWST Jan-Christoph Hartung. **Nr. 3:** Alte Synagoge in Floß, Oberpfalz, Foto: Markt Floß. **Nr. 4:** Jewrovision 2024, Foto: Jüdische Gemeinde Augsburg. **Nr. 5:** Israel-Tag in Erlangen, Foto: Alice Lange. **Nr. 6:** Yehuda Amichai-Festakt im Würzburger Rathaus, Foto: Claudia Loether.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

vor zwei Jahren und sieben Monaten hat Russland die Ukraine überfallen. Seitdem überzieht Russland die westlich orientierte Ukraine flächendeckend mit einem schrecklichen Krieg, den niemand in dem überfallenen Land wollte. Dieser Krieg bringt den Menschen ganz viel Leid und viele haben bereits ihr Leben verloren oder mussten aus ihrer Heimat fliehen.

Vor einem Jahr, am 7. Oktober, überfiel die Terror-Organisation Hamas aus dem Gaza-Streifen viele Kibbuzim und Siedlungen im südlichen Israel. Sie attackierten alle Menschen, die sie bei dem Überfall antrafen. Sie ermordeten, folterten, verletzten und vergewaltigten. Über 1.200 Männer, Frauen und Kinder wurden von den Terroristen ermordet. Dann entführten sie mehr als 240 Menschen in die Hamas-Tunnel unter dem Gaza-Streifen. Über hundert entführte Geiseln werden von den Terroristen immer noch als Gefangene gehalten, ohne Einhaltung von fundamentalen Menschenrechten. Neben den Hamas-Gefangenen ist ganz Israel für lange Zeit traumatisiert.

Völlig unabhängig von diesen beiden Ereignissen entwickelte sich in unserer deutschen Gesellschaft eine Partei mit Nazi-Parolen zu einer schwerwiegenden Bedrohung für unsere Demokratie. Bei der Thüringen-Wahl Anfang September erreichte die AFD sogar über 30% der Stimmen. Unsere Demokratie gibt sich wehrhaft, ist sie aber schon verletzt?

„Freilich, unsere Gegenwart macht es uns nicht leicht, sie zu lieben; selten ist es einer Generation auferlegt gewesen, in einer so gespannten und überspannten Zeit zu



leben wie der unseren, und wir haben wohl alle manchmal das gleiche Verlangen, einen Augenblick auszuruhen von der Überfülle der Geschehnisse, Atem zu holen in der unablässigen politischen Be- stürzung durch die Zeit.“

Ich will den Ukraine-Krieg, den Hamas-Überfall und das AFD-Wahlergebnis mit diesem Zitat weder in eine Rangfolge bringen noch relativieren. Aber ich möchte meinen Blick mit diesem Aphorismus von Stefan Zweig (1881–1942), dem österreichisch-jüdischen Dichter, auf einen anderen Dichter lenken, den ich seit meiner Kindheit kenne und der mir auch in der heutigen Zeit sehr nahe ist.

Der israelische Dichter und Lyriker Yehuda Amichai wäre in diesem Jahr 100 Jahre alt geworden. Er kommt aus einer Würzbur-

ger Familie, jüdisch-orthodox geprägt, die in der Nazizeit noch rechtzeitig nach Palästina fliehen konnte. Er wurde dort ein anerkannter, ja, ein bedeutender Schriftsteller. Er kam nach 1945 immer wieder nach Würzburg und er verarbeitete seine Erfahrungen auch in seinen Gedichten. Mein Vater, David Schuster, war damals Vorsitzender der Würzburger Gemeinde und so war Yehuda Amichai auch immer wieder Gast bei uns zu Hause. Zu zwei weiteren Persönlichkeiten entstand ein enger Kontakt: Zum Theologie-Professor Karlheinz Müller, der der Ideengeber für meine Doktorarbeit war und zu Roland Flade. Der Historiker und frühere Redakteur der Main-Post hat sehr häufig über die Geschichte der Würzburger Juden geschrieben und dazu auch Yehuda Amichai in Jerusalem besucht.

Würzburg hat im Sommer den 100. Geburtstag von Yehuda Amichai mit einem Festakt und mehreren Veranstaltungen gefeiert. Den Initiatoren und Veranstaltern Elisabeth Stein-Salomon, Burkhard Hose und Daniel Osthoff bin ich dafür sehr dankbar. Beachten Sie bitte dazu auch den Themenschwerpunkt ab Seite 8.

Meine Gedanken sind an diesen Feiertagen bei den verschleppten und gequälten Menschen in den Gaza-Tunneln und ihren Familien.

Ihnen, liebe Leserinnen und Lesern, wünsche ich ein gutes und gesundes Neues Jahr 5785,

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5785

Sukkot	
Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger	4
Teschuwa	
Von Yizhak Ahren	5
Grußworte zu Rosch Haschana	6
Kultur	
Würzburg feiert Amichai	
Von Markus Mauritz	8
Grußwort von Dr. Josef Schuster	9
Monika Richarz geehrt	
Von Benno Reicher	12
Moses-Mendelssohn-Preis	
für Prof. Monika Richarz	
Laudatio von Prof. Marion Kaplan	13
Hulda Lauchheimer in Memmelsdorf	
Von Ina Karg	15

Dokumentation

Neue Synagoge Potsdam	18
Rede von Dr. Frank-Walter Steinmeier	18
Nachrichten aus Frankreich	
Anschlag auf Synagoge	
Von Gaby Pagener-Neu	21

Bayern

Israel-Fachtag	
im Bayerischen Landtag	29
Deutsch-israelischer	
Schüleraustausch	30

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern

Buchbesprechungen	39
Russischer Beitrag	47

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
authentisch bayerisch jüdisch

Redaktionsleitung: Benno Reicher, Vorländerweg 25, 48151 Münster, Tel. 0251-7475546
www.bayerisch-juedisch.de
redaktion@berejournal.de

Wir erscheinen im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka

In dieser Ausgabe mit Beiträgen von
Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren,
Angela Genger, Daniel Hoffmann, Marion
Kaplan, Ina Karg, Markus Mauritz, Gaby
Pagener-Neu, Benno Reicher, Monika Richarz,
Josef Schuster, Frank-Walter Steinmeier
und Priska Tschan-Wiegelmann

Herausgeber: Landesverband Israelitischer
Kultusgemeinden in Bayern

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

Sukkot

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Sukkot, auch bekannt als Laubhüttenfest, ist das dritte unserer Pilgerfeste und erinnert an die 40-jährige Wanderung der Israeliten durch die Wüste, nachdem sie aus Ägypten ausgezogen waren. Während dieser Zeit lebten sie in provisorischen Unterkünften oder Sukkot, die unsere eigene Abhängigkeit von Gottes Schutz und Versorgung symbolisieren. Die Sukka steht für die Zerbrechlichkeit des Lebens und unser Vertrauen auf den Allmächtigen.

Im Sefer Wajikra, im dritten Buch Mose, lesen wir (23:42–43): „Sieben Tage lang sollt ihr in Hütten wohnen. Alle Einheimischen Israels sollen in Zelten wohnen, damit eure zukünftigen Generationen wissen, dass Ich die Israeliten in Hütten wohnen ließ, als Ich sie aus Ägypten herausführte. Ich bin der Herr, euer Gott.“

Dieser Abschnitt erinnert uns an die Treue des Herrn und daran, wie wichtig es ist, sich an unsere bescheidenen Anfänge als Volk zu erinnern. Es ist ein Aufruf zur Demut und zur Dankbarkeit für die Segnungen, die wir jeden Tag erhalten.

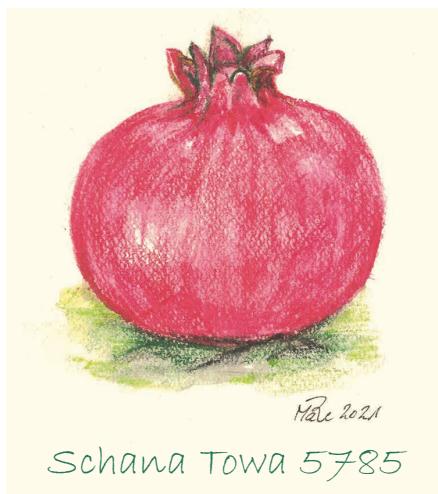
Sukkot ist auch als „Seman Simchateinu“, die Zeit unserer Freude, bekannt. Im Gegensatz zu anderen Feiertagen, die einen eher düsteren Ton haben können, ist Sukkot von Freude und Feierlichkeit geprägt. Wir werden ermutigt, uns über die reiche Ernte und die Güte Gottes zu freuen.

Ein weiterer wichtiger Aspekt von Sukkot ist das Schwingen mit den vier Pflanzenarten, auf Hebräisch *Arba Minim*. Diese sind: *Etrog*, der Paradiesapfel. Er ähnelt

einer Zitrone und hat einen ausgeprägten Duft. Er wird während des Segens in der linken Hand gehalten. *Lulaw*, die Palme, ist der Mitteldorn eines Palmzweiges, der zusammen mit den anderen drei Arten in der rechten Hand gehalten wird. *Hadas* sind drei Zweige der Myrte mit drei Blättern, die an jedem Knoten wachsen. Und *Lulaw*, zwei Zweige der Bachweide, die weniger haltbar sind und während des Festes häufiger ausgetauscht werden müssen.

Diese vier Arten werden bei einer besonderen Zeremonie verwendet und während des Festes gemeinsam in einer Prozession, auf Hebräisch *Hakafot*, um die Synagoge herumgetragen. Das Schwenken der *Arba Minim* symbolisiert die Einheit und Vielfalt des jüdischen Volkes und ehrt die Gegenwart Gottes in allen Richtungen.

Das wichtigste Ritual im Zusammenhang mit den *Arba Minim* ist der Segen, der an jedem Tag von Sukkot, mit Ausnahme des Schabbats, über sie gesprochen wird. Dieser Brauch basiert auf dem biblischen Gebot aus dem dritten Buch Mose (23:40), das den Israeliten befiehlt: „Nehmt für euch am ersten Tag die Frucht eines herrlichen Baumes (*Etrog*), Palmzweige (*Lulaw*), Zweige von Laubbäumen (*Hadas*) und von den Weiden des Baches (*Arawa*), und ihr sollt sieben Tage lang fröhlich sein vor dem Herrn, eurem Gott.“ Die vier Arten lehren uns etwas über Einheit und Vielfalt. So wie jede Pflanze für die Erfüllung der Mizwa, des Gebots, wichtig ist, ist jedes Individuum in den Augen Gottes wertvoll. Dieses Ritual erinnert uns daran, unsere Unterschiede zu akzeptieren und in Harmonie zusammenzuarbeiten.



Rosch Haschana Granatapfel

© Mare.

„Freut euch an eurem Fest – ihr, eure Söhne und eure Töchter, eure Knechte und eure Mägde, die Leviten, die Fremden, die Waisen und die Witwen, die in euren Städten wohnen. Sieben Tage lang sollst du das Fest des Herrn, deines Gottes, feiern an dem Ort, den der Herr erwählen wird. Denn der Herr, dein Gott, wird dich segnen in all deiner Ernte und in all der Arbeit deiner Hände, und deine Freude wird vollkommen sein.“ (5 B.M. 16:14–15)

Dieses Gebot, sich zu freuen, unterstreicht die Universalität des Festes, das allen Menschen, unabhängig von ihrem Status, Freude bringt. Es erinnert uns daran, dass wahres Glück in der Gemeinschaft und in gemeinsamen Erfahrungen zu finden ist. Während Sukkot wird uns befohlen, in der Sukka zu leben, einer temporären Hütte, die den Elementen ausgesetzt ist. Diese Praxis erinnert uns eindringlich an die Vergänglichkeit des Lebens und an unser Vertrauen in den göttlichen Schutz. In Psalm 91 (1–2) heißt es: „Wer unter dem Schutz des Höchsten wohnt, ruht im Schatten des Allmächtigen. Ich werde vom Herrn sagen: ‚Er ist meine Zuflucht und meine Burg, mein Gott, auf den ich vertraue.‘“

Das Leben in der Sukka ermutigt uns, unsere Komfortzone zu verlassen, die Einfachheit des Lebens zu schätzen und Sicherheit in der Gegenwart Gottes und nicht in materiellen Besitztümern zu finden.

Während wir Sukkot in der heutigen Welt feiern, sollten wir darüber nachdenken, wie die Lehren dieses Festes auf unser modernes Leben angewendet werden können. In einer Zeit, in der sich viele darauf konzentrieren, immer mehr Dinge zu erwerben, ruft Sukkot uns dazu auf, dankbar für das zu sein, was wir haben, und in der Einfachheit zufrieden zu sein. Es fordert uns auf, stärkere Gemeinschaften aufzubauen, die Inklusion zu fördern und Menschen in Not zu unterstützen.

Wenn wir uns in unseren Synagogen versammeln, um das fröhliche Sukkot-Fest zu feiern, sollten wir uns die Lehren dieses Festes in Erinnerung rufen: Dankbarkeit für Gottes Fürsorge, Freude über unsere Segnungen, Einheit in der Vielfalt und Vertrauen auf den göttlichen Schutz. Möge dieses Sukkot eine Zeit der wahren Freude, der tiefen Reflexion und der bedeutungsvollen Verbindungen mit Gott und untereinander sein.

CHAG SAMEACH

Teschuwa

Eine Betrachtung zu Rosch Haschana von Yizhak Ahren

An jedem Schabbat liest man im Morgen-gottesdienst den Wochenabschnitt aus einer Tora-Rolle und danach eine Passage aus den Propheten, die Haftara. Ebenso wird an jedem Feiertag nach der Tora-Lesung eine bestimmte Haftara vorgelesen. In diesem Artikel soll von der Haftara die Rede sein, die am zweiten Tag von Rosch Haschana in der Synagoge vorgelesen wird.

Aus welchem Buch der Propheten liest man am zweiten Tag des Neujahrsfestes? Es sind Worte von Jirmija, die jemand vorträgt, und zwar aus Kapitel 31 seines Buches. In fast allen Gemeinden liest man die Verse 1–19, aber es gab auch einen anderen Brauch, wie wir gleich darlegen werden. Im Talmud (Megilla 31a) steht, dass die Haftara „Ist Efraim Mir ein teurer Sohn“ (Jirmija 31,19) vorzutragen ist. Es handelt sich um den letzten Vers der in unseren Machsorim verzeichneten Haftara. Die Angabe der Gemara ist ungewöhnlich und daher erkläungsbedürftig. Denn in der Regel gibt der Talmud den ersten Vers der jeweiligen Haftara an und nicht den letzten. Rabbiner Jehuda Shaviv meint, dass Vers 19 deshalb genannt wurde, weil gerade dieser Vers der Grund für die Wahl der Haftara war.

Avigdor Shinan hat auf die Tatsache aufmerksam gemacht, dass in Rumänien der Brauch bestand, die Haftara mit Vers 19 zu beginnen. Bis Vers 35 wurde weitergelesen. Shinan vermutet, dass man in früheren Zeiten diesen Brauch im Lande Israel praktiziert habe, was die erwähnte Gemara in Megilla erklären würde. Vers 33 von Kapitel 19, der nur in Rumänien Bestandteil der Haftara ist, lautet: „Denn Ich verzeihe ihre Sünde, und ihrer Schuld will Ich nicht mehr gedenken“ – das ist ein passendes Leitwort für die Tage der Umkehr (Teschuwa).

Da Jirmija in Kapitel 31 nicht ausdrücklich von Rosch Haschana spricht, drängt sich aufmerksamen Lesern die Frage auf, warum unsere Weisen diese Passage für die Haftara des zweiten Tages von Rosch Haschana ausgewählt haben. Im Kommentar von Raschi zur Gemara in Megilla finden wir eine Antwort auf diese Frage. Er erklärt, dass „Ist Efraim Mir ein teurer Sohn“ wegen der Fortsetzung dieses Verses erwähnt wird: „gedenke Ich seiner immer wieder ... erbarmen will Ich Mich seiner.“ Rosch Haschana wird im Gebet als Tag des Gedenkens (Jom Hasikaron) bezeichnet. Jirmijas 31,19 macht deutlich, dass Gott an Efraim denkt und sich seiner erbarmt. Erwähnt sei, dass der Vers Jirmija 31,19 nicht nur in der Haftara des zweiten Tages vorgelesen wird; er wird an beiden Tagen

von Rosch Haschana im Mussaf-Gebet zitiert, und zwar als der letzte Vers der „Sichronot“. Viele Kantoren singen diesen Vers zu einer bewegenden Melodie, die man im Internet in verschiedenen Versionen hören kann.

Von Efraim handeln die letzten drei Verse unserer Haftara: „Vernommen habe Ich, dass Efraim sich beklagt: Du hast mich geziichtet, und ich wurde gebändigt wie ein ungelehriges Kalb; führe mich zurück, und ich werde zurückkehren, denn Du, Ewiger, bist mein Gott. Denn nach meiner Umkehr bereue ich, und nachdem ich Einsicht erlangt habe, schlage ich auf die Hüfte, ich schäme mich und bin auch betrübt, dass ich die Schmach meiner Jugend trage. Ist Efraim Mir ein teurer Sohn, ein zärtlich geliebtes Kind, so oft Ich von ihm spreche, gedenke Ich seiner immer wieder; darum regt sich Mein Inneres für ihn, erbarmen will Ich Mich seiner, spricht der Ewige“ (Übersetzung „Machsor Schma Kolenu“, Basel 2002).

Um den Dialog, den der Prophet wieder gibt, richtig zu verstehen, muss man wissen, wofür Efraim steht. Gemeint ist weder Josephs jüngerer Sohn noch der Stamm Efraim, sondern das Reich Israel im Gegensatz zum kleineren Reich Jehuda.

In einem schönen Vortrag, der in einem hebräischen Sammelband („Haben jakir li“, Jerusalem 5763) nachzulesen ist, hat Rabbiner Adin Even-Israel Steinsaltz die Eigenart von Efraim charakterisiert: Das Königreich Israel war kein säkularer Staat

– das gab es damals noch nicht –, sondern ein korrupter und politisch instabiler Staat. In diesem jüdischen Königreich erlaubte man sich manche Abweichungen vom Weg der Tora und praktizierte verschiedene Formen des Götzendienstes.

Mehrere Propheten haben sich deshalb sehr kritisch über das Reich Israel geäußert (siehe z.B. Hoschea 7,1–10). Auch Jirmija hat wiederholt Efrajims Untaten angeprangert – aber er hat die israelitischen Sünder nie abgeschrieben. Im Gegenteil: Jirmija weiß und verkündet, dass sogar Efraim den Weg zur Tora zurückfinden kann!

Der Prophet Jirmija bemerkt, dass Efraim erste Schritte der Teschuwa getan hat und dann zur Selbsterkenntnis gekommen ist. Auf die Selbstanklage des reuigen Sünders antwortet der Ewige mit der feierlichen Erklärung, dass Er sich des teuren Sohnes erbarmen werde. Jirmijas mutmachende Botschaft hat an Aktualität nicht verloren.

Gerade in den Tagen von Jom Hasikaron bis Jom Kippur ist es wichtig, an Gottes Erbarmen mit den Umkehrenden zu erinnern. Maimonides stellt in seinem halachischen Kodex fest: „Obgleich Teschuwa und Gebet immer angebracht sind, so sind sie es besonders in den zehn Tagen zwischen Rosch Haschana und dem Versöhnungstag und werden an ihnen sofort angenommen. Denn so heißt es: Suchet Gott, wenn Er gefunden wird (Jeschaja 55,6)“ (Hilchot Teschuwa 2,6).



Jüdischer Kalender 5785

Der neue Jüdische Kalender für 5785 bis Dezember 5786 aus dem Leipziger Henrich & Henrich Verlag zeigt gute Fotos von 15 Synagogen in Deutschland, darunter berühmte wie die Synagoge mit der goldenen Kuppel in der Berliner Oranienburger Straße, aber auch die wenig bekannte Görlitzer Synagoge von 1911, aufwendig restauriert und 2021 wiedereröffnet, oder die 1994 eingeweihte Synagoge von Heidelberg. Das Kalendarium verzeichnet alle jüdischen und gesetzlichen Feiertage und ist damit ein praktischer Begleiter durch das jüdische Jahr bis Ende 2025. *bere.*

GRUSSWORTE ZU ROSCH HASCHANA 5785



Zum Neujahrsfest einen herzlichen Gruß an alle jüdischen Bürgerinnen und Bürger in Bayern!
Bei Rosch Haschana geht es um das Innenthalen und die innere Einkehr. Die Gläubigen blicken zurück auf das vergangene Jahr und festigen ihre Verbindung zu Gott, um zuversichtlich und mutig in das neue Jahr zu gehen. Die Traditionen und Bräuche, die sie dabei

pflegen, gehören untrennbar zur vielfältigen Kultur in Bayern. Jüdisches Leben ist fester Bestandteil unserer Gesellschaft! Dafür gilt es geschlossen und konsequent einzutreten, worauf es angesichts einer neuen Welle von Antisemitismus und Extremismus aktuell ganz besonders ankommt!

Die Bayerische Staatsregierung gibt ein unbedingtes Schutzversprechen für jüdisches Leben im Freistaat ab. Im Bewusstsein um die historische Verantwortung bekämpft sie Hass und Hetze mit ganzer Kraft und fördert Toleranz und Freiheit.

Die Bayerische Staatsregierung setzt sich tatkräftig dafür ein, dass unsere jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger sicher und unbeschwert in Bayern leben können. Jetzt und auch in Zukunft!
Ein gesundes und glückliches neues Jahr! Schana Towa!

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident



Ein neues Jahr ist mit neuen Hoffnungen verbunden. Umso mehr in einer Zeit, in welche die Brutalität militärischer und terroristischer Überfälle und hemmungsloser Gewalt in ungeahnter Form zurückgekehrt ist. Wir suchen Halt. Wir brauchen Zuversicht.

Mir ist sehr bewusst, dass jüdisches Leben auch in Bayern seit dem 7. Oktober 2023 nicht mehr dasselbe ist. Die Verbindung zu Israel, ob nun in der Familie, im Freundeskreis, menschlich, kulturell und religiös ist innigst. Der barbarische Überfall der Hamas und des Islamischen Dschihad hat Sie alle bis ins Mark erschüttert – wie jeden, der Menschlichkeit im Herzen trägt. Das Schicksal der Opfer, der Geiseln, ihrer

Familien ist herzzerreißend. Der Kampf Israels gegen seine Feinde, die Juden töten, weil sie Juden sind, ist existentiell. Und es ist unsagbar schwer für den jüdischen Staat, diesem anhaltenden Hass und der Gewalt mit dem richtigen, menschlichen Maß zu begegnen. Ich meine: Der Maßstab für uns muss der Maßstab der Bedrohung und geteilter Werte sein. Wir in Deutschland werden weiter an der Seite der Menschen in Israel stehen!

Und an der Seite der jüdischen Gemeinschaft! Denn auch hierzulande hat die Aggression gegen Jüdinnen und Juden deutlich zugenommen. Umso mehr müssen wir jeder Form von Antisemitismus entschieden entgegentreten. Ich habe dafür bei vielen öffentlichen Anlässen sehr klare Worte gefunden. Und ich habe viel Zuspruch und Solidarität aus weiten Teilen der Gesellschaft wahrgenommen. Natürlich gehört unter Freunden wie Deutsch-

land und Israel auch Kritik dazu. Aber außer Frage steht: In unserem Land gibt es keine Alternative zu einem friedlichen Zusammenleben. Und Antisemitismus ist eine rote Linie, die nicht überschritten werden darf. Das Bekenntnis zu Respekt und Gewaltverzicht verstehe ich als einen Minimalkonsens unserer Verfassung. Da gilt: Keine Toleranz den Intoleranten!

Zuversicht heißt: Nach vorne schauen, vorbereitet sein und an das Gelingen zu glauben. Wir alle sind Gestalter unseres Miteinanders. Es ist nicht leicht, aber ich bin voller Zuversicht.

Ich wünsche Ihnen ein frohes neues Jahr mit besseren, mit guten Nachrichten!
Ihre

**Ilse Aigner MdL, Präsidentin
des Bayerischen Landtags**



Sehr geehrte jüdischen Schwestern und Brüder!
Ein neues Jahr steht vor der Tür, und wie an solch einem Fest üblich, geht unser Blick zurück ins vergangene Jahr und unsere Hoffnung richtet sich auf das Neue. Doch in all den Jahren meiner Amtszeit in München, ist es mir noch nie so schwer gefallen, Ihnen mit froher Zuversicht Gelingen für das neue Jahr zu wünschen, eine Zuversicht, derer wir gerade in dieser Zeit so dringend bedürfen. In Deutschland nimmt die Radikalisierung in Teilen der Gesellschaft zu und macht sich ein Klima von Hass und Ausgrenzung breit, in einem Ausmaß, das ich für überwunden hielt. In Israel und bei uns sind Menschen vom Terrorangriff der Hamas traumatisiert und von Gewalt be-

troffen, und die Spirale der Gewalt scheint keine Grenzen zu kennen. Und auch in der übrigen Welt ist Friede und gedeihliches Zusammenleben brüchig geworden. Bei all den Sorgen im Großen bleibt auch unser persönliches Leben vor Herausforderungen nicht verschont, in der Familie, im Beruf, im Freundeskreis. Wie hier Kraft und Zuversicht schöpfen?

Rosch Haschana lenkt unseren Blick nicht nur auf die bevorstehende Jahreswende, sondern eigentlich auch zurück, bis zur Erschaffung der Welt. Gemeinsam glauben Juden und Christen, dass diese Welt sich der Schöpfung Gottes verdankt. ER hat alles gemacht, und ER hat es gut gemacht. ER hat den Keim des Guten auch in den Menschen gelegt, damit er Gedeihen und Auskommen in seiner Schöpfung finde. Deshalb ist es gut, sich bei IHM zu bergen und Zuflucht zu suchen in den Herausforderungen dieser Zeit. ER wird es nicht für uns tun, aber ER wird Kraft und Weis-

heit geben, damit wir gemeinsam den Hass überwinden, tragfähige Lösungen für ein friedvolles Zusammenleben finden und in Respekt und Achtung voreinander miteinander leben. Auch wenn der Weg dorthin (noch) nicht klar und eindeutig erscheint, so gibt mir der Glaube an IHN doch wieder die Zuversicht, dass wir als Menschen Gutes schaffen können. Mit SEINEM Weggeleit mag uns auch das neue Jahr mutig finden auf der Suche nach Frieden, tapfer in den Anforderungen des täglichen Lebens und entschlossen, uns dem Hass entgegenzustellen und gemeinsam eine dem Menschen würdige Zukunft zu gestalten.

Im Vertrauen auf IHN wünsche ich Ihnen „Schana Towa – ein frohes neues Jahr“.
Mit freundlichen Grüßen, Ihr

**Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof
von München und Freising**



Gerade einmal drei Wochen lag Rosch Ha-schana im letzten Jahr zurück, als die Hamas ihr brutales Massaker an der israelischen Bevölkerung verübt hat. Etwa 1.200 Menschen wurden damals in Israel ermordet und weit über 200 als Geiseln in den Gazastreifen verschleppt. Noch immer sind mehr als 100 Geiseln in der Gewalt der Terroristen. Seither tobte in Nahost ein Krieg, der inzwischen Zehntausende von Menschenleben gefordert hat und sich zum Flächenbrand mit unabsehbaren Folgen für die ganze Region und darüber hinaus auszuweiten droht.



Im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und auch persönlich wünsche ich Ihnen von Herzen ein gutes neues Jahr und gesegnete Hohe Feiertage. Nach diesem schrecklichen zurückliegenden Jahr, das mit dem 7. Oktober von Hass und Gewalt gekennzeichnet war, wünsche ich Ihnen vor allem, dass das neue Jahr ein besseres, sichereres und friedlicheres wird als das vergangene. Ich schreibe dies, obwohl ich weiß, dass noch so viel bedrückend und unklar ist: Immer noch hält die Hamas viele Geiseln gefangen und nur der Höchste weiß, wer noch lebt. Immer noch gibt es keine Durchbrüche auf dem Weg in eine besse-

Die Stadt München hat sich von Anfang an klar an die Seite ihrer Freundinnen und Freunde in Israel gestellt und insbesondere auch ihre Partnerstadt Be'er Sheva wo immer möglich unterstützt. Genauso wichtig ist aber auch die Solidarität mit der jüdischen Gemeinschaft bei uns. Denn auch hier sind Antisemitismus und Israelfeindlichkeit seit dem 7. Oktober sprunghaft angestiegen. Das geht aus dem aktuellen Verfassungsschutzbericht ebenso hervor wie aus den Jahres- bzw. Lageberichten der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus oder auch der Amadeu Antonio Stiftung. Für uns heißt das ebenso klar: Aufstehen für das Existenzrecht Israels und klar Stellung beziehen gegen jegliche Form von Judenfeindlichkeit! Wir werden es

nicht hinnehmen, dass jüdische Menschen hierzulande wieder in Angst leben müssen und ihren Glauben nicht mehr frei und offen praktizieren können. Wir werden Rassismus und Antisemitismus immer und rigoros bekämpfen und unsere freiheitlich-demokratischen Grundprinzipien entschieden verteidigen. Mit diesem Versprechen wünsche ich allen Jüdin-nen und Juden in München und darüber hinaus zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und vor allem Frieden bringendes Jahr 5785!

Dieter Reiter, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München

mit wir hier in Bayern besser zusammenleben? Wie können wir genau zuhören, wirklich Mitgefühl zeigen und wirksam Solidarität leben?

Ich wünsche Ihnen viele Momente und Begegnungen mit Menschen, die in sich gegangen sind und die Nächstenliebe, Respekt und Freundschaft leben. Dann kann 5785 ein besseres, sichereres und friedlicheres Jahr werden. Das wünsche ich Ihnen von Herzen.

Ihr

**Christian Kopp
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern**



Liebe Gemeinde-mitglieder!

An diesem Rosch Ha-schana ist alles anders. Während wir normalerweise an Rosch Ha-schana freudig auf das vor uns liegende Jahr blicken und uns gegenseitig ein gutes und süßes Jahr wünschen, lasten die düsteren Zeiten, in denen wir uns seit dem 7. Oktober 2023 befinden, schwer auf unseren Schultern. Die Situation im Nahen Osten ist und bleibt angespannt und unberechenbar. Es ist sehr bedrückend, dass die Weltgemeinschaft die schwierige Situation, in der sich Israel befindet, nicht verstehen will. Teile der internationalen Gemeinschaft scheinen das schreckliche Massa-

ker des 7. Oktober, auf das der israelische Verteidigungskrieg folgen musste, mittlerweile verdrängt und vergessen zu haben. Stattdessen haben wir es seit Anfang 2024 mit einer bizarren Täter-Opfer-Umkehr zu tun, die aus einer gefährlichen Mischung aus Naivität, Ignoranz und Judenfeindlichkeit resultiert. Was wir beobachten, ist Antisemitismus gegen den einzigen jüdischen Staat, und dieser wird zunehmend unverhohlen und virulent propagiert. Dass sich der Staat Israel gegen Genozidvorwürfe wehren muss, ist absurd und verletzend zugleich.

Auch Europa und Deutschland sind von einer Welle antiisraelischer Ressentiments erfasst worden. Jüdinnen und Juden schlägt in Deutschland ein zunehmend rauer Wind entgegen. Die Zahl antisemiti-scher Vorfälle ist in den vergangenen Monaten stark angestiegen. Leidtragende

ist die jüdische Gemeinschaft hierzulande, und auch in Bayern sind jüdische Gemeindemitglieder von den antisemiti-schen Anfeindungen nicht verschont geblieben.

Trost spendet mir zurzeit vor allem die starke Unterstützung von den jüdischen Gemeinden. Aktive und lebendige Gemeinden sind das beste Beispiel dafür, dass das jüdische Volk stark und beständig ist und dies auch in Zukunft bleiben wird.

Ein gutes, erfolgreiches und sorgenfreies Jahr 5785, Schana Towa u Metuka wünsche ich Ihnen!

**Talya Lador-Fresher
Generalkonsulin des Staates Israel
für Süddeutschland**

Würzburg feiert Amichai

Von Markus Mauritz

WÜRZBURG. Auch wer Weltliteratur schreibt, braucht ein Zuhause. Der in Würzburg geborene israelische Schriftsteller Yehuda Amichai (1924–2000) hatte sogar zwei davon – nämlich Würzburg zum einen und Jerusalem zum anderen. Am 3. Mai wäre Amichai, dessen Gedichte in Israel jedes Schulkind kennt, hundert Jahre alt geworden. Fünf Tage lang feierte daher seine Geburtsstadt den israelischen Nationaldichter mit Lesungen, Vorträgen und Ausstellungen, mit einer Podiumsdiskussion, der Präsentation einer Festsschrift und mit einem städtischen Festakt. Veranstalter waren die „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, der Verein „Würzburg liest ein Buch“ und die „Leonhard-Frank-Gesellschaft“ in Kooperation mit der Stadt Würzburg. Dem als Ludwig Pfeuffer in eine – wie er selbst schrieb – „gänzlich geborgene und vollkommene“ jüdische Welt Hineingeborenen rettete das Leben, dass er mit seiner Familie 1936 gerade noch rechtzeitig ins damalige Palästina ausreisen konnte. Seinen Kontakt zu Würzburg ließ er dennoch nicht abreißen. Er habe sich als Kind in „der schönen Stadt“ sehr wohl gefühlt: „Ich liebte die Gassen und alten Häuser“, wie es in seinem Essay „Mein Judentum“ von 1978 heißt. Ab 1959 kam er immer wieder in seine Geburtsstadt – und damit in das „Land der Täter“. Später fand er hier sogar neue Freunde, etwa den Theologen Prof. Karlheinz Müller (1936–2020), mit dem er viele seiner Gedichte ins Deutsche übertrug.

Gefühl einer gespaltenen Identität

Amichais Witwe Hana Sokolov-Amichai, die gemeinsam mit ihren Kindern Emanuella und David Amichai anlässlich der Feierlichkeiten eigens aus Israel angereist war, betonte in ihrer Festrede beim Empfang im Würzburger Ratssaal: „Mir schien es immer, dass das Gefühl einer gespaltenen Identität ein existenzielles Empfinden in Amichais Leben war.“ Physisch und psychisch habe sich sein Leben in zwei Teile gespalten, nämlich in seine Geburtsstadt Würzburg und in Jerusalem, jener Stadt, in der er im Jahr 2000 starb. Hana Sokolov-Amichai erinnerte an die vielen Generationen von Amichais Vorfahren, die in Süddeutschland gelebt hatten: „Sie verstanden sich alsloyale, deutsche Bürger“, sagte sie. Amichais Vater Friedrich Pfeuffer habe am Ersten Weltkrieg teilgenommen und sei sogar mit dem

Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. „Als Kind betete Amichai auf Hebräisch und hörte die deutschen Lieder aus seinem christlichen Umfeld.“ Dies habe auch seine Lyrik beeinflusst. Als Beleg zitierte Hana Sokolov-Amichai aus zwei seiner Gedichte über Jerusalem, in denen von Flüssen und Brücken die Rede ist. Dabei handele es sich eindeutig um Würzburger Ansichten, denn in Jerusalem gebe es keine Flüsse – wie jeder wisst. Im Schreiben habe Yehuda Amichai versucht, den Kreis zwischen Würzburg und Jerusalem zu schließen.

David Amichai, der bereits zum vierten Mal in Würzburg war, sagte, er fühle sich zunehmend hier zu Hause, und er spüre die Gegenwart seines Vaters. Emanuella Amichai betonte, sie habe von ihrem Vater gelernt, „zu lieben, die Tiefen und das Schöne, aber auch den Schmerz des Lebens zu sehen“. Weder sie noch ihr Bruder seien Poeten geworden. Das habe Yehuda Amichai auch nie gewollt. Aber er habe ihnen beigebracht, das Leben zu genießen. Yehuda Amichai war Lyriker, auch wenn er nicht als solcher bezeichnet werden wollte. Aber unter dem Eindruck seiner ersten Würzburger-Reise nach dem Krieg schrieb er den Roman „Nicht von jetzt, nicht von hier“ (*Lo me achschaw lo mikan*), der 1963 auf Hebräisch erschien. Protagonist des Romans, der erst 1992 ins Deutsche übersetzt wurde und anlässlich des Projekts „Würzburg liest ein Buch“ 2017 eine Neuauflage erlebte, ist der Archäologe Joel. Wie viele Überlebende der Shoah wird auch Joel von den Erinnerungen an seine Jugend in Deutschland

hin- und hergerissen. In zwei dicht verwobenen Erzählsträngen lässt Yehuda Amichai seine Hauptfigur zwei alternative Handlungsentwürfe nebeneinander durchleben. Die eine Version spielt in Jerusalem und führt letztlich zu dem untauglichen Versuch, die traumatischen Erlebnisse zu vergessen, der andere Weg führt nach Würzburg, das im Roman Weinburg heißt, wo Joel sich auf die Spur der einstigen Täter macht.

Ich erkenne meine Kindheit wieder

In „Nicht von jetzt, nicht von hier“ verknüpft Yehuda Amichai seine Kindheitserinnerungen an Würzburg und die Eindrücke seiner ersten Deutschlandreise nach dem Krieg mit dem Leben im Israel der 1950er Jahre. „In den Werken Yehuda Amichais erkenne ich diese Stadt und meine Kindheit wieder“, sagte Dr. Josef Schuster, der in Haifa geborene und in Würzburg aufgewachsene heutige Präsident des Zentralrats der Juden und der Jüdischen Gemeinde, beim Festakt in Würzburg. Amichais Werke hätten „kein bisschen an ihrer Aktualität eingebüßt“, sagte Schuster. Im Gegenteil: Gerade jetzt, „da wir uns einer Zukunft ohne Zeitzeugen nähern“, sei die Botschaft seiner Dichtung von großer Bedeutung. Als einer der ersten Autoren habe Amichai die seelischen Probleme der Shoah-Überlebenden beschrieben, so Schuster. Israel sei zwar zu deren neuen Heimat geworden, aber die alten Wurzeln ließen sich nicht so ohne weiteres abtrennen. Zudem habe Yehuda Amichai in umgangssprach-



Hana Sokolov-Amichai trägt sich in das Goldene Buch der Stadt Würzburg ein. Dahinter v. l.: Oberbürgermeister Christian Schuchardt, Bürgermeisterin Judith Roth-Jörg, Emanuella und David Amichai sowie die israelische Generalkonsulin Talya Lador-Fresher. MM-Foto

lichem Hebräisch geschrieben. Er habe eine Sprache benutzt, die die Menschen verstanden. Die Lektüre von Amichais Gedichten sei für ihn stets wie eine „Atempause“, sagte Schuster und zitierte ein bekanntes Wort von Yehuda Amichai: „Ein gutes Gedicht ist wie ein gutes Gebet. Es gibt Leute, denen es hilft, und andere, denen es nicht hilft.“

Roman setzt historisches Denkmal

Yehuda Amichai zählt fraglos zu den Klassikern der modernen hebräischen Literatur. Seine Bücher wurden in rund vierzig Sprachen übersetzt, und immer wieder war er für den Literatur-Nobelpreis im Gespräch. Aber sein Werk ist viel mehr als bloße Dichtung, wie die Münchner Historikerin Dr. Edith Raim in ihrem Vortrag im Rahmen der Würzburger Gedenkeiern deutlich machte. Insbesondere in seinem Roman „Nicht von jetzt, nicht von hier“ sei Amichai mit Blick auf die Shoah gezwungen gewesen, „auf dichterische Freiheit zu verzichten“. Da aber die deutsche Geschichtswissenschaft lange gezögert habe, sich mit „dem verbrecherischen Kern der NS-Diktatur“ auseinanderzusetzen, konnte Amichai nicht auf wissenschaftliche Erkenntnisse zurückgreifen. Stattdessen setzte er auf eigene Recherchen sowie auf die Berichte von Zeitzeugen und von Überlebenden der Shoah, die nun entweder in Israel lebten oder im jüdischen Altenheim in Würzburg. In diesem Sinne sei der Roman auch ein Paradebeispiel für die Bedeutung der lange unterschätzten „oral history“. Aber auch der Staat Israel selbst tat sich anfänglich schwer mit den Überlebenden der Shoah, so Edith Raim. Erst der Eichmann-Prozess im Jahr 1961 führte „zu einer Neubewertung des Themas Holocaust in der israelischen Gesellschaft“. Die Shoah und deren Opfer wurden zur „Staatsräson Israels“, wie es Edith Raim formulierte. Dabei ließ sie nicht außer Acht,



Dr. Roland Flade erinnerte sich an seine Begegnungen mit Yehuda Amichai. MM-Foto

dass der Antisemitismus bereits vor dem Ersten Weltkrieg spürbar wurde. Die Diskriminierung der Juden, der Boykott jüdischer Geschäfte, das November-Pogrom von 1938 und schließlich die Deportationen ab 1941 und die Shoah tauchen in Amichais Roman immer wieder auf.

Yehuda Amichai verfügte „in seiner Beschreibung der Deportationen über ein sehr differenziertes Wissen“, wie Edith Raim feststellte. Offensichtlich kannte er sowohl die einschlägigen Gestapo-Befehle als auch die dazu angefertigten Fotografien. Lange vor der deutschen Geschichtswissenschaft sei Amichai „von einem sehr breiten Täter- und Mittäterbegriff“ ausgegangen. „Alle“ hätten sich beteiligt oder hätten von der Deportation und der Ermordung der Juden profitiert oder durch ihr Schweigen die Verbrechen ermöglicht.

Zu den zentralen Figuren in Amichais Roman gehört das Mädchen Ruth Mannheim. Ihr Vorbild war Amichais Jugendfreundin Ruth Hanover, die wegen einer Behinderung kein Exil fand. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in den Niederlanden, bis sie 1943 ins Vernichtungslager Sobibor deportiert und dort ermordet wurde. Als Ruth Mannheim habe ihr Yehuda Amichai in seinem Roman ein literarisches Denkmal gesetzt, so Edith Raim: „Aus ihren Briefen spricht Ruth Hanover bis heute mit ihrer eigenen Stimme zu uns.“

Warmherzig, freundlich und sanft

Über seine „persönlichen Begegnungen mit dem wunderbaren Menschen Yehuda Amichai“ berichtete der Würzburger Journalist und Historiker Dr. Roland Flade in einem Vortrag ebenfalls im Rahmen der „Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag von Yehuda Amichai“. Als junger Doktorand habe er ihn 1981 in seinem Haus im Jerusalemer Stadtviertel Yemin Moshe besucht – nicht um ihn als Autor zu befragen, sondern als Zeitzeuge für seine Dissertation über das Leben von Juden in Würzburg von 1918 bis 1933.

Er sei damals erst „etwas unsicher“ gewesen, räumte Flade ein. Aber der berühmte Schriftsteller „entpuppte sich als warmherziger, freundlicher und sanfter Gastgeber“. Sie saßen auf dem Balkon mit Blick auf den Berg Zions und einen Teil der Altstadtmauer und unterhielten sich über Amichais Kindheit in Würzburg, „über die orthodoxen Eltern, den Laden seines Vaters in der Domerschulstraße, die Gottesdienste in der Synagoge, nur ein paar Schritte vom Geschäft des Vaters entfernt, über die jüdische Volksschule hinter der Synagoge“.

Später trafen sich Roland Flade und Yehuda Amichai noch mehrmals, etwa bei Buchvorstellungen in Würzburg, bei Besuchen Amichais und seiner Familie in Unterfranken oder 1981 bei der Verleihung des Kulturpreises der Stadt Würzburg. Yehuda Amichai sagte damals in seiner Dankesrede: „Vergessen ist menschlich und auch unmenschlich. Wir wollen vergessen und müssen uns erinnern. Wir wollen uns erinnern und müssen vergessen.“

Grußwort von Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrats, zum 100. Geburtstages von Yehuda Amichai am 13. Mai 2024 in Würzburg

Es ist mir eine besondere Freude, heute an das Leben und das Lebenswerk eines großen deutsch-israelischen Dichters, mehrfachen Literaturnobelpreiswürters und Sohnes dieser Stadt zu erinnern, dem von uns innig verehrten und geliebten Yehuda Amichais. Heute behalte ich mir vor, sehr frei zu Ihnen zu sprechen, als echter Würzburger Bub, der fast sein ganzes Leben hier verbracht hat. Ich bin im Alter von zwei Jahren aus Haifa nach Würzburg gekommen. Meine Erinnerung setzt erst da ein, dafür umso lebendiger. In den Werken Yehuda Amichais erkenne ich

meine Kindheit in „Weinberg“, wie Würzburg im Roman heißt, wieder. Seinen Roman „Nicht von jetzt, nicht von hier“ konnte ich kaum aus der Hand legen. Es wurde zum Begleiter, zur Erinnerungshilfe, zum Tagebuch, das man aufschlägt, um sich zu vergewissern, dass man schon als kleiner Bub und Heranwachsender anders und doch der gleiche Mensch war wie heute.

Israel war Heimat

Erst 29 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung 1963 in Israel, erschien das Buch auch auf Deutsch. In diesen 29 Jahren

hatte es kein bisschen an Gültigkeit eingebüßt. Im Gegenteil: Amichai erzählt von dem anhaltenden Gefühl vieler jüdischer Emigranter. Israel war Heimat geworden, aber die Wurzeln zur ersten Heimat ließen sich nicht ganz kappen. Als einer der Ersten sprach er die seelischen Probleme der Shoah-Überlebenden in der israelischen Gesellschaft an.

Wie Sie bestimmt wissen, war Yehuda Amichai nicht sein Geburtsname. 1924 in Würzburg als Ludwig Pfeuffer geboren, rettete ihm die Auswanderung seiner orthodoxen Familie das Leben. Elfjährig



Festakt im Rathaus von Würzburg.

übersiedelte er aus der fränkischen Barockmetropole nach Petach Tikwa, in eine der ersten bäuerlichen Siedlungen Palästinas. Im Alter von 22 Jahren gab er sich selbst den Namen Amichai, auf Hebräisch „Mein Volk lebt“. Amichais Jugend fiel mit dem Schrecken der Shoah zusammen. Zwischen der Geburt Ludwig Pfeuffers und der Geburt des Dichters Yehuda Amichai lagen Jahre der Vernichtung, der Flucht vor den Nationalsozialisten und des Verlustes seiner Heimat. Ein Pseudonym oder ein Künstlername nur fürs Schreiben hätte nicht gereicht. Dafür war die Zäsur zu hart. Yehuda Amichai wählte einen neuen Namen fürs Schreiben und fürs Leben.

Man hat überlebt

Ich ziehe Amichais Gedichte nicht selten heran, wenn ich eine Atempause brauche, wenn ich mir mithilfe seiner Worte den Zugang zu meinen eigenen Gefühlen erleichtern möchte. „Yehuda hat komplexe Gedanken und Gefühle in wunderbar

einfache Sätze kleiden können“, sagt Hana Amichai über ihren Mann. Ein Beispiel sei der Vers „Ich will in meinem Bett sterben“. Dieser Vers ist geballte Angst und Ohnmacht. Darin klingt auch das tief sitzende Trauma Shoah-Überlebender an. Man hat überlebt, doch das Gefühl der Sicherheit kehrt nie wieder zu einem zurück, nicht einmal im eigenen Bett, in den eigenen vier Wänden. Ohne viel zu sagen, gelang es Yehuda Amichai, nichts ungesagt zu lassen. Und das in einer Zeit, in der der Geist des Nach-Vorne-Schauens und des Aufbauwillens nach der Staatsgründung Israels dem jungen israelischen Volk Kraft schenken sollte.

Seine Lyrik und Prosa über Ohnmacht, Traumatisierung und dem andauernden seelischen Leiden wurden nicht nur geliebt. Doch selbst, wenn seine schmerzgesättigte Lyrik nicht von allen geliebt wurde, man schätzte sie, weil sie aufrichtig war. So auch seine Liebe zu Israel. Ein Leben lang war er Verteidiger und Kritiker seines geliebten Landes. Denn nur

wer die Wichtigkeit und Bedeutung des einzigen jüdischen Staates versteht, hat das moralische Rückgrat, ihn zu kritisieren und gegen jene zu verteidigen, die ihn spalten, angreifen oder zerstören wollen.

Amichai bereitete dem noch jungen jüdischen Staat ein besonderes Geschenk. Er tat etwas, wofür er wahrscheinlich von so ziemlich allen geliebt wurde: Er schrieb als Erster in umgangssprachlichem Hebräisch. Er nahm der biblischen Sprache ihre Schwere. „Die eigentliche Aufgabe der Schriftsteller und Künstler ist es, Menschen Worte zu geben, die sie stützen. Die Kunst soll dabei helfen, mit der Wirklichkeit zu leben, darf aber nie Illusionen wecken.“ So beschrieb Amichai selbst seine Rolle als Dichter. Er wollte seine Leser nicht ausschließlich aufrütteln oder provozieren. Er wusste um die Tiefe der jüdischen Wunde, um die Sehnsucht nach Liebe, nach dem Verlorenen und der Sehnsucht nach ungebrochener Kontinuität. Amichais Gedichte sind therapeutisch. Und so wie jede gute Therapie, tut sie auch mal weh.

Poesie der Erinnerung

Obwohl Yehuda Amichai eine Kindheit lang Deutscher war, scheint er hier zwar als bedeutender Dichter zu gelten und ist doch kaum bekannt. Dabei ist die Botschaft seiner Dichtung gerade heute, gerade jetzt, da wir uns einer Zukunft ohne Zeitzeugen nähern, von großer Bedeutung. Denn Amichais Werke vermitteln die Botschaft, dass Vergangenheit nur aufgearbeitet und bewältigt werden kann, wenn sie nicht verdrängt, sondern in das Heute integriert wird. Das steht diametral zu dem Wunsch eines nicht unerheblichen Teils der deutschen Bevölkerung: Nämlich dem Wunsch, endlich einen Schlussstrich ziehen zu können. Das ist kein neues Phänomen, doch aktuell wird aus diesem antisemitischen Wunschenken eine lautstarke Forderung, die politisch erhört wird. Im deutschen Bundestag sitzt eine Partei, die unsere Erinnerungskultur aushöhlen will. Diese Situation wirft die Frage auf: Wollen wir nur erinnern, um möglichst schmerzfrei wieder vergessen zu können? In Zeiten, in denen menschenverachtende und ausgrenzende Sprache und Taten gegen Juden, Migranten und als fremd markierte Menschen sich wieder Bahn brechen, gehört Amichai auf jeden schulischen Lehrplan, in jede Uni- und Privatbibliothek.

Amichais Poesie ist die Poesie der Erinnerung. Sie lehnt sich auf gegen die Gleichgültigkeit. Amichai wollte ermordete Jüdinnen und Juden vor dem Vergessen bewahren. In seinen Gedichten verkörpert Ruth, seine Kindheitsfreundin aus Würzburg, die Jüdinnen und Ju-



Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster.

Fotos (2): Claudia Lothe

den, an die Yehuda in seiner Lyrik erinnert. Yehuda Amichai wäre heute 100 Jahre alt. Nun liegt es in unseren Händen, sein Werk zu bewahren und an ihn und sein Leben zu erinnern. Wir nehmen seine Gedichte in unseren Herzen mit. Wir werden sie bewahren, und ich bin ehrlich zu Ihnen, wir werden seine Dichtung in dieser schwierigen Zeit brauchen. Eine

dunkle Zeit, in der Israel unverhohlen das Existenzrecht abgesprochen wird. Der bedrohliche Anstieg antisemitischer Taten führt uns schmerhaft vor Augen, wie wichtig ein souveräner und demokratischer jüdischer Staat ist. Es sind auch Zeiten, in denen wir uns nach einem tragfähigen Frieden im Nahen Osten sehnen. Auch wenn es derzeit schwerfallen mag,

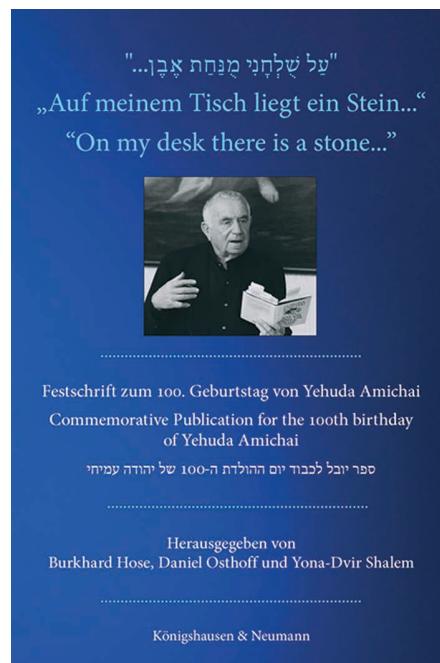
an diplomatische Lösungen zu glauben; wir brauchen jetzt mehr denn je Menschen, die diesen Glauben noch nicht verloren haben und die den Weg bereiten für ein menschenwürdiges und sicheres Leben aller Zivilisten; für Israelis und die Menschen in Gaza gleichermaßen.

Die Rede von Dr. Schuster ist leicht gekürzt.

Festschrift für Yehuda Amichai

Seit der ersten deutschen Buchausgabe seiner Gedichte Ende der 1980er Jahre gehört der israelische Schriftsteller Yehuda Amichai zu den bedeutendsten und bekanntesten israelischen Lyrikern der Gegenwart. Mittlerweile ist jedem Interessierten bekannt, dass Amichai im Mai 1924 in Würzburg als Ludwig Pfeuffer geboren wurde und 1936 mit seiner Familie nach Palästina ausgewandert ist. Die Stadt Würzburg hat Amichai, der im September 2000 in Jerusalem gestorben ist, zu seinem 100. Geburtstag eine große Feier gewidmet.

Der in Würzburg ansässige Verlag Königshausen & Neumann, bei dem in den letzten Jahren einige Bücher von Amichai erschienen sind, hat eine beachtenswerte Festschrift zum Geburtstagsjubiläum herausgebracht, die sowohl Ansprachen der Feierlichkeiten, wissenschaftliche Aufsätze, eine Dokumentation der Freundschaft zwischen Amichai und dem Würzburger Theologieprofessor Karlheinz Müller (1936–2020) sowie 30 Gedichte von Amichai in der Übersetzung Müllers versammelt. Durch diese Vielzahl und Unterschiedlichkeit der Beiträge erhält der Leser einen umfassenden Einblick in das lyrische Universum Amichaïs sowie in dessen autobiografische Hintergründe. Der dreisprachige Band (Deutsch, Englisch, Hebräisch) ist aber nicht allein eine historische Würdigung eines großen Dichters, er schlägt zudem durch die Herausstellung von Amichaïs Stellung als zeitkritischem Lyriker den Bogen zur aktuellen politischen Situation im Nahen Osten. Amichai, der 1978 in einem Interview Dichtung als ein Gegengift zum Gift der Zeit bezeichnet hat, hätte wohl seinen Geburtstagselogen, die sich, wie z.B. die amerikanisch-israelische Literaturwissenschaftlerin Sidra DeKoven Ezrahi in ihrem Beitrag, in kritischer Sensibilität mit den gesellschaftlichen und politischen Verwerfungen im Nahen Osten unserer Tage auseinandersetzen, zugestimmt. Sidra DeKoven Ezrahi weist darauf hin, dass Amichai durch seine Gedichte seine Zeitgenossen gelehrt habe, „to live not in the dialectical extremes but in the dialogical spaces of meeting“. Durch diese Perspektive wird Amichai zu einer aktuellen Stimme unserer Zeit, dessen lyrischer



Impetus als ein Gegengift, als ein heilsames Serum zu wirken vermag. Eingeleitet wird der Band durch Beiträge des Oberbürgermeisters der Stadt Würzburg, Christian Schuchardt, und des Präsidenten des Zentralrats der Juden, Josef Schuster. Die der Festschrift ihren Titel gebende Verszeile aus Amichaïs Gedicht „Auf meinem Tisch liegt ein Stein ...“ bildet gleichsam das die Beiträge verbindende Band. Dieses eindrucksvolle und berührende Gedicht „Auf meinem Tisch liegt ein Stein, auf den man ‚Amen‘ schrieb“ vermittelt eine entscheidende Episode aus Amichaïs Auseinandersetzung mit der Geschichte seiner Vertreibung aus seiner Heimatstadt Würzburg. Burkhard Hose erzählt die biografischen Hintergründe dieses Gedichtes, in denen sich Würzburger Stadtgeschichte, das wechselvolle Schicksal der Würzburger Juden und die große Kunst eines von Würzburg nach Jerusalem emigrierten Schriftstellers vereinen. „Dieses ‚Amen‘ war 1987 [als Bruchstück eines alten jüdischen Grabsteins – D.H.] aus einer Würzburger Mauer hervorgetreten, wie ein stummer Ruf aus der Vergangenheit.“ Das Grabsteinfragment gehörte zu einem Fundus von 1456 Grabsteinen. Karlheinz Müller sorgte für die Konservierung und Archivierung dieser „Hinterlassenschaft aus einem mittelalterlichen Judenfried-

hof“ sowie für ihre Dokumentation in einem dreibändigen Buch. Das „Amen“-Bruchstück schenkte Müller Yehuda Amichai, der auf diesen Fund ein Gedicht schrieb, das wiederum Karlheinz Müller ins Deutsche übersetzte. In diesem Gedicht beschreibt Amichai mit dem ihn auszeichnenden lyrischen Gestus Müllers Sichtung der aus dem Mauerschutt geborgenen Steine.

„Und er ergänzt die Grabsteine / und wendet sie / einander zu, ein Bruchstück nahe an das andere. / Wie bei der Auferstehung der Toten, wie ein Mosaik / wie ein Puzzle, ein Spiel von Kindern.“ Gerade in dieser besonderen Art der Reihung der verschiedenen Vergleiche wird Amichaïs Gegengift, sein lyrisches Serum gegen die Krankheiten unserer Zeit, am deutlichsten. Roland Flades Beitrag „Amichai und ich“ beschreibt anhand von persönlichen Begegnungen Flades mit Yehuda Amichai die Wege der Rezeption von Amichaïs Gedichten und seiner Prosa in Würzburg und auf dem deutschen Buchmarkt. Edith Raimes umfangreicher Beitrag „Yehuda Amichai und die NS-Vergangenheit Würzburgs“ vermittelt auf erschütternde Weise das Schicksal von Amichaïs Jugendfreundin Ruth Hanover, die, 1921 geboren, durch einen Verkehrsunfall 1934 ein Bein verlor und wegen dieser Behinderung in Würzburg zurückbleiben musste. 1943 wurde sie nach Sobibor deportiert.

In seinem von Karlheinz Müller ins Deutsche übersetzten Gedicht „1924“ rekapituliert Amichai die Aussichtungen und Herausforderungen eines Menschen, der 1924 geboren wurde. Es endet mit einer versöhnlichen Blickwendung von dem im Freund-Feind-Denken starrsinnig verwurzelten Zeitalter auf den um sein Menschsein unter Menschen wissenden Zeitgenossen. „Und der, der sich mehr an seine Kindheit erinnert / als die anderen, er ist der Sieger. / Wenn es überhaupt Sieger gibt.“

Daniel Hoffmann

Burkhard Hose, Daniel Osthoff, Yona-Dvir Shalem (Hrsg.): „Auf meinem Tisch liegt ein Stein ...“. Festschrift zum 100. Geburtstag von Yehuda Amichai, 356 Seiten, Verlag Königshausen & Neumann, Würzburg 2024, www.koenigshausen-neumann.de.

Monika Richarz geehrt

Von Benno Reicher

BERLIN. Ende der 1970er Jahre, Michael Brenner war noch Schüler am Kepler-Gymnasium in Weiden in der Oberpfalz und jüdische Geschichte war noch ein Orchideenfach an deutschen Universitäten, publizierte die 1937 in Berlin geborene Historikerin Monika Richarz nach und nach eine dreibändige Ausgabe mit jüdischen „Selbstzeugnissen“. Das war das Ergebnis einer jahrelangen Forschungsarbeit im Leo Baeck Institut in New York, damals weltweit der Hotspot für Forschungen zur deutsch-jüdischen Geschichte. Damit, und mit vielen anderen historischen Arbeiten, wurde Monika Richarz damals sehr bald zu dem, was Michael Brenner heute ist, die Koryphäe der „jüdischen Geschichtswissenschaft“.

Wenige Jahre später, 1989, veröffentlichte die Historikerin das Buch „Bürger auf Widerruf, Lebenszeugnisse deutscher Juden 1780–1945“, eine Kurzfassung der früheren dreibändigen Edition. Darin dokumentiert sie 51 autobiographische Zeugnisse unbekannter deutscher Juden von 1780 bis 1945. „Die Autoren berichten anschaulich von Kindheit, Schule und Berufstätigkeit ebenso wie über Gemeindeleben, Religiosität, Kultur und Politik“, schreibt die Autorin in ihrem Vorwort. „Diese Berichte aus dem Alltagsleben bezeugen sehr unterschiedliche Formen jüdischer Identität und damit die außergewöhnliche Vielfalt des deutschen Judentums.“ Die von Monika Richarz dokumentierten Selbstzeugnisse waren fast immer private Aufzeichnungen, die ursprünglich

nur für die eigene Familie bestimmt waren. „Ihr Hauptinteresse und grundlegendes Anliegen war es, deutsch-jüdische Geschichte vor dem Holocaust zu analysieren, um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie Jüdinnen und Juden in Deutschland lebten“, sagt die amerikanische Historikerin Marion Kaplan, und es sei ihr mit ihrer Forschung gelungen, die Vielfalt und den Reichtum deutsch-jüdischen Lebens aufzuzeigen.

Dieser Blick auf die „Alltagsgeschichte“ war Anfang der 1980er Jahre noch relativ neu, aber Monika Richarz sprach damit ein breites Publikum an, auch außerhalb der etablierten Geschichtswissenschaft. „Diese sehr anschaulichen Texte kamen in den achtziger Jahren sehr gut in der deutschen Öffentlichkeit an und wurden in Schulen und Seminaren viel benutzt. Das Interesse an der jüdischen Geschichte begann deutlich zu wachsen“, sagt die Historikerin heute.

1984 wird sie Leiterin der wichtigsten Judaica-Bibliothek Deutschlands, der „Germania Judaica“ in Köln. Sie kam damit an eine Schlüsselposition, denn hier kam sie in Kontakt zu vielen forschenden Judaisten und Historikern, die sie beraten und unterstützen konnte. „Als Leiterin der ‚Germania Judaica‘ seit 1984 sah ich meine Aufgabe auch gerade im internationalen Networking, um die zunehmende deutsch-jüdische Forschung in der Bundesrepublik zu dokumentieren und international zu integrieren“, erklärt

Monika Richarz. In dieser Zeit war sie auch verantwortlich für die Organisation der „Arbeitsgemeinschaft jüdischer Sammlungen“, ein loser Zusammenschluss von Vertretern der wenigen Einrichtungen, die sich damals mit jüdischer Geschichte beschäftigten. Der Austausch der „Fachleute“ untereinander war extrem wichtig, zumal es in dieser Zeit nicht die heutige Vielfalt an Jüdischen Museen und Einrichtungen gab.

Mitte Juni verlieh das Leo Baeck Institut im Jüdischen Museum Berlin den „Moses Mendelssohn Award“ an Prof. Monika Richarz „für ihr Lebenswerk im Bereich der deutsch-jüdischen Geschichte“. Die Preisträgerin sei eine der profiliertesten Historikerinnen auf dem Gebiet und zugleich eine der ersten Frauen, die sich der Erforschung und der Vermittlung deutsch-jüdischer Geschichte verschrieben habe, erklärte das auszeichnende Institut, und LBI-Direktor Markus Krah ergänzte: „Die Ehrung von Monika Richarz war überfällig, und ich bin froh, dass wir dazu ihre Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter in Berlin versammeln und damit die lange und vielfältige Entwicklung dieses Forschungsfelds zeigen konnten, das Monika Richarz mit dem Leo Baeck Institut verbindet.“ Auch die Berliner LBI-Direktorin Miriam Bistrovic, Angehörige einer jüngeren Generation, würdigte die Geehrte: „Der Name Monika Richarz war eine feste Konstante nicht nur in meinem Studium und rief bei vielen Ehrfurcht hervor. Ihre Forschungen begleiteten Generationen von Studierenden vom Grundstudium bis hin zu ihren Abschlüssen und waren selbst während unserer Promotions essentielle Grundlagen, die wir kaum wegzudenken vermochten.“

Mit Krücke und einem verschmitzten Lächeln hätte Monika Richarz den Preis im Jüdischen Museum Berlin entgegen genommen, schreibt Mascha Malburg in der *JÜDISCHE ALLGEMEINE*. „Sie zog das Mikrofon zu sich heran und schaute gerührt in den bis zum letzten Stuhl besetzten Saal: Weggefährten und Kolleginnen, Freunde und Familie waren auch von weit her angereist.“ Die Historikerin nutzte ihre Dankesrede, „um sich selbst zum historischen Gegenstand zu machen“, und erzählte aus ihrem Leben. Zur weiteren Vertiefung in diese bemerkenswerte Biografie empfehlen wir die Lektüre der nachfolgend dokumentierten, etwas gekürzten Reden der Laudatorin Marion Kaplan und der Geehrten Monika Richarz.



Monika Richarz sitzend, dahinter (von links) ihre Freunde, Wegbegleiter und LBI-Leiter Berlin, New York, Jerusalem und London: Miriam Bistrovic, Michael Brenner, Shimon Stein, Markus Krah, Irene Aue-Ben-David, Laudatorin Marion Kaplan, Paul Nemitz, Joseph Cronin.

Foto: Leo Baeck Institut Ole Witt

Moses-Mendelssohn-Preis für Prof. Monika Richarz

Laudatio von Prof. Marion Kaplan

Ich freue mich, Ihnen meine Kollegin und langjährige liebe Freundin Monika Richarz vorzustellen, die seit vielen Jahrzehnten und in mindestens drei Ländern eine Vorreiterin der deutsch-jüdischen Geschichtsforschung ist. Sie hat an den Forschungsprojekten des Leo Baeck Institutes mitgewirkt, wissenschaftliche Bände in New York, London und Jerusalem betreut und maßgeblich zur historischen Forschung in Köln und Hamburg – und jetzt in Berlin – beigetragen. Ihr Hauptinteresse und grundlegendes Anliegen war es, deutsch-jüdische Geschichte vor dem Holocaust zu analysieren, um ein Gefühl dafür zu bekommen, wie Jüdinnen und Juden in Deutschland lebten, bevor die Schrecken begannen.

Und es ist ihr mit ihrer Forschung gelungen, die Vielfalt und den Reichtum deutsch-jüdischen Lebens aufzuzeigen. Zum einen war sie eine Pionierin der deutsch-jüdischen Sozialgeschichte, zum anderen eine führende nichtjüdische, deutsche Wissenschaftlerin in der Nachkriegszeit. Ihr erster Vorstoß führte sie an Dutzende von Universitäten und weitere Archive, wo sie zum Thema jüdische Männer an deutschen Universitäten forschte. Nach der Fertigstellung 1970 wurde das Leo Baeck Institut New York auf die Dissertation aufmerksam und veranlasste, tief beeindruckt, ihre Veröffentlichung im Jahr 1974. Um die Bedeutung ihrer Dissertation zu unterstreichen: Sie wurde erst vor Kurzem in den USA als „Klassiker“ veröffentlicht. Nach Recherchen des Herausgebers kamen die Redakteure zu dem Schluss, dass ihr Beitrag weiterhin aktuell und mitnichten überholt war. Mit großer Freude half sie (Monika Richarz) bei der Übersetzung und arbeitete eng mit dem Übersetzer Joydeep Bagchee zusammen, der ihr ein guter Freund wurde. Mit dieser Dissertation begann auch ihre lebenslange Beziehung zum Leo Baeck Institut (LBI) und sie war wahrscheinlich die Grundlage dafür, dass das LBI New York sie einlud, an seiner Memoiren-sammlung zu arbeiten.

Geschichte von unten

Als Forschungsstipendiatin am LBI New York – wo sie von 1972–79 weilte und wir uns zum ersten Mal trafen – veröffentlichte sie die dreibändige Reihe mit dem Titel „Jüdisches Leben in Deutschland: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte“, zunächst auf Deutsch, dann in Einzelbänden auf Englisch und Hebräisch. Als Pionierin der Sozialgeschichte der deutschen Juden – oft „Alltagsgeschichte“ oder

„Geschichte von unten“ genannt – verlagerte sie den traditionellen Schwerpunkt von der Geistes-/Religionsgeschichte und der politischen Geschichte, die zumeist die Geschichte jüdischer Männer war, auf das Alltagsleben der Familien und gab umfassende Einblicke in die Geschichte von Juden in der Stadt und auf dem Land, die Geschichte bürgerlicher und armer Juden und die Alltagsgeschichte von Frauen, Männern und Kindern.

Für die damalige Zeit war dies ein absolut bahnbrechendes Werk. Diese Memoiren wurden zu einem bedeutenden und beliebten Lehrmittel in Deutschland, das Universitätsstudenten, aber auch Schulkindern das Alltagsleben der deutschen Juden näherbrachte. Sie boten deutschen Studenten und Schülern erstmals die Möglichkeit, sich mit der Alltagsgeschichte jüdischer Familien, Arbeiter, Kleinunternehmer, Viehhändler und Studenten auseinanderzusetzen. Später wurden sie ins Englische und Hebräische übersetzt und setzten neue Richtungen in der deutsch-jüdischen Geschichte.

Germania Judaica

Während ihrer zehnjährigen Tätigkeit an der Germania Judaica in Köln (1984–93) förderte Monika Richarz auch den Ausbau der Jüdischen Studien und Deutsch-Jüdischen Studien. Das Interesse an der Bibliothek wuchs sprunghaft an, sie traf und beriet viele Studenten und Forscher aus dem In- und Ausland. Außerdem konnte sie viele neue deutsche und nicht-deutsche Bücher anschaffen und Sonder-sammlungen, z.B. zu jüdischen Kinderbuchautoren, anlegen.

1993 wurde Monika zur Direktorin des Hamburger Instituts für die Geschichte der deutschen Juden gewählt, wo sie bis 2001 arbeitete und lehrte. Neben der Durchführung von Seminaren und Workshops organisierte sie in Hamburg zwei große Konferenzen, eine über Glickl von Hameln, die sie als Buch publizierte, „Die Hamburger Kauffrau Glickl“, und die andere über Landjuden, die sie später zusammen mit Reinhard Rürup herausgab und auf Deutsch veröffentlichte. Sie interessierte sich nicht nur für die Verbürgerlichung und die Erfolge des deutschen Judentums, sondern nahm auch die weit-aus bescheideneren Leute, die Landjuden, die jüdischen Dienstmädchen und die Viehhändler ernst: also nicht nur die Nobelpreisträger, sondern auch die Viehhändler!

Bezeichnenderweise beschäftigte sie sich mit Fragen der Geschlechter- und Frauen-geschichte lange vor den meisten Historikern auf diesem Gebiet und trug zu einer Studie über die ersten jüdischen Studentinnen und Wissenschaftlerinnen in Berlin bei. In Hamburg leitete sie außerdem die Herausgabe von zwei Reihen: „Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden“ und „Studien zur Jüdischen Geschichte“.

Ruhestand

Ein weiteres wichtiges Projekt, an dem sie auch als vielbeschäftigte Leiterin einer betriebsamen und vor Ideen sprudelnden wissenschaftlichen Einrichtung mitwirkte, war die von Michael A. Meyer und Michael Brenner herausgegebene Reihe „Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit“.

Der Ruhestand bedeutete für Monika Richarz lediglich eine Fortsetzung ihrer Forschungstätigkeit, die sie nun von ihrem mit Büchern ausgestatteten Büro in Berlin und verschiedenen Berliner Bibliotheken aus betrieb. Neben der bereits erwähnten englischen Version von „German Jews and the University, 1678–1848“, interviewte sie Prof. Wilma Iggers in Buffalo und half, ihre Lebensgeschichte zu erhalten.

Bevor ich zum Ende komme, möchte ich hinzufügen, dass Monika Richarz auch als Professorin eine Mentorin dutzender Wissenschaftler war. Wie sie es schaffte, Institutionen zu leiten, wissenschaftlich zu forschen und zu schreiben und zu lehren, zeigt, wie überragend ihr Engagement in ihrem Fachgebiet war und wie viel Energie sie hatte. Sie unterrichtete Seminare am Institut für Judaistik an der Universität Köln und an anderen Hochschulen. Sie hat Generationen von Historikern gefördert, sie beraten und miteinander in Kontakt gebracht. Sie hat dazu beigetragen, Wissenschaftler der jüdischen Geschichte in Austausch zu bringen und ein internationales wissenschaftliches Netzwerk aufzubauen. So ist sie als Forscherin in den Archiven, aber auch als Netzwerkerin und Kollegin für Dutzende von Wissenschaftlern, von denen viele zu guten Freunden geworden sind, erfolgreich gewesen. Dazu zähle ich auch mich selbst. Ihre Kollegen (Dr. Beate Meyer und ich) haben sie für dieses Engagement bereits mit der Veröffentlichung der Fest-schrift „Jüdische Welten“ im Jahr 2005 gewürdigt.

Dankesrede

Von Prof. Monika Richarz

Ich bin gerührt, dass so viele von euch heute den Preis mit mir feiern wollen. Danke! Damit sind wir beim Thema. Was ist eigentlich eine Dankesrede? Wie mir scheint, eine ganz eigene Gattung von Rede, die ganz verschiedene Möglichkeiten eröffnet. Worüber will ich also sprechen? Nach langem Nachdenken habe ich beschlossen, mich selbst zum historischen Gegenstand zu machen. Ist nicht das Schreiben von Geschichte abhängig vom eigenen historischen Kontext? Prägen nicht meine persönlichen Erfahrungen mein Schreiben? Wie konnte ich überhaupt als Nichtjüdin zur jüdischen Geschichte finden – und das dazu noch in den späten fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts? Dutzende Male wurde mir in den sechziger und siebziger Jahren die Frage gestellt, ob ich Jüdin sei, da ich mich doch mit jüdischen Themen beschäftige. Diese Frage macht uns heute einigermaßen fassungslos, spiegelte aber damals den Zeitgeist. Ich spreche also über mein Leben mit der jüdischen Geschichte, was last but not least auch viele schöne Gelegenheiten für Danksagungen bietet.

Polen

Die jüdische Geschichte wurde mir 1937 sicherlich nicht in die Wiege gelegt. Und auch nach 1945 erfuhr ich als Kind nichts über Juden und ihre Ermordung. Darüber sprach man nicht unter Deutschen. Und auch der Schulunterricht brachte noch kaum Abhilfe. Ich studierte schon Geschichte, als ich 1958 am Schwarzen Brett der Freien Universität einen Aushang entdeckte, der eine Reise für Studenten nach Polen anbot. Das war im Kalten Krieg eine Sensation, und ich meldete mich sofort an. Unsere erstaunlich kleine Gruppe wurde von polnischen Germanistikstudenten empfangen. Diese zeigten uns neben den Schönheiten ihres Landes vor allem Stätten nationalsozialistischer Greuelarten an Polen und polnischen Juden. Wir besuchten das Warschauer Ghetto, Folterkeller der Gestapo und nicht zuletzt Auschwitz. Das Lager war noch keine Gedenkstätte, es wirkte wie eben von den Tätern verlassen.

Diese Reise nach Polen, ich war damals 21 Jahre alt, erschütterte mich tief. Sie machte mir erschreckend klar, dass in der Bundesrepublik die Verbrechen der Nationalsozialisten vollständig vom großen Schweigen zugedeckt waren. Auch an der FU fand sich noch kaum eine Veranstaltung zum Nationalsozialismus. Nur Karl Dietrich Bracher begann gerade mit Forschungen und Vorlesungen auf diesem Gebiet.

Doch ich entdeckte, dass ein Professor Leschnitzer jedes Sommersemester Seminare und Vorlesungen zur jüdischen Geschichte im Friedrich-Meinicke-Institut anbot, dem Historischen Seminar der FU. Ich fing an, sie zu besuchen, war gefesselt und blieb für die nächsten zehn Jahre dabei. Das war ein großer Glücksfall in meinem Leben. Zumal die FU die einzige deutsche Universität war, an der damals überhaupt regelmäßige Veranstaltungen zur jüdischen Geschichte angeboten wurden. Leschnitzer, ursprünglich Gymnasiallehrer in Berlin, hatte nach seiner Entlassung 1933 in der eben gegründeten Reichsvertretung der deutschen Juden bis 1939 die Schulabteilung geleitet. Dann emigrierte er mit seiner jungen Familie nach New York, wo er schließlich eine Professur am City College erhielt. Wenn das College Mitte Mai schloss, kam er seit 1952 zum Sommersemester an die FU. Ich bin heute noch dafür dankbar, dass es seine Lehrtätigkeit damals überhaupt gab.

Berlin

Leschnitzers Seminare waren klein, meistens kaum mehr als ein Dutzend Studierende umfassend. Aber schon die Zusammensetzung der Studierenden faszinierte mich. Da gab es Juden und Nichtjuden und Teilnehmer mit nur einem jüdischen Elternteil. Manche waren im Ausland geboren.

Auch Leschnitzer lehrte nicht über die Shoah, deren Erforschung in der BRD noch ganz am Anfang stand. Der Grund war hier nicht Verdrängung, sondern im Gegenteil die traumatische Präsenz des Schreckens. Die emigrierten Juden empfanden eine Überlebensschuld gegenüber den ermordeten, die sie zurückhielt. Auch das Leo Baeck Institut hat sich jahrzehntelang kaum mit dem Holocaust als Forschungsthema beschäftigt.

So kam es auch, dass Leschnitzers Unterricht in mir vor allem das Interesse für jüdische Geschichte vom 18. Jahrhundert bis in die Weimarer Zeit erweckte. Und gleichzeitig beförderte Leschnitzer meine Leidenschaft für Sozialgeschichte, die mich lebenslang begleitet hat. Entsprechend wählte ich dann ein Dissertationsthema über die Anfänge der jüdischen Studenten in Deutschland von der Frühen Neuzeit bis 1848. Damit promovierte ich 1970 an der FU bei Leschnitzer und Nipperdey. Das Dissertationsthema war nicht einfach, zumal es auch grundlegende Kenntnisse des Judentums in seiner orthodoxen Prägung erforderte und auch einige Texte in Hebräisch wichtig wurden. Das war nicht Leschnitzers Stärke. Hier kam mir ein zweiter Glücksfall zu Hilfe. Schon 1958, als ich aus Polen kam, fiel mir im Historischen Seminar ein Student auf, der mich in Statur und Aussehen sehr an Franz Kafka erinnerte. Ich lernte ihn kennen und wir freundeten uns an. Amos Funkenstein kam aus Jerusalem und entstammte einer aus Deutschland emigrierten Familie. Amos schien mir etwas isoliert, und ich nahm ihn mit zu Leschnitzers Seminar. Darüber muss ich heute noch lachen, denn es stellte sich heraus, dass dieser 21-jährige Student, der ein religiöses Gymnasium besucht hatte, Leschnitzer in seinen Kenntnissen des traditionellen Judentums auf vielen Gebieten überlegen war. Leschnitzer erkannte Amos hohe Begabung, beide freundeten sich sehr schnell an, tauschten mit Vorliebe jüdische Witze aus und erzeugten ein kleines jüdisches Milieu in der Berliner Diaspora der 1960er Jahre.

Für alle Fragen, die ich beim Schreiben der Dissertation hatte, war Amos immer ansprechbar. Einen besseren „Doktorvater“ als diesen Kommilitonen hätte ich nicht finden können. Meine Dankbarkeit dafür konnte ich im Vorwort der Dissertation natürlich nicht genügend ausdrücken. Darum habe ich Amos viel später die englische Übersetzung des Werkes gewidmet. Da war er schon lange als Professor in Berkeley gestorben, nachdem er noch kurz vor seinem Tod 1995 den israelischen Nationalpreis erhalten hatte. Ohne den Beistand von Leschnitzer und Amos wäre mein Weg in die jüdische Geschichte nicht möglich gewesen. Rundum war sozusagen nur Wüste. Amos, der selbst über Zeitvorstellungen bei mittelalterlichen christlichen Geschichtsschreibern promovierte, fand auch die passende Antwort auf die ständige Frage, ob ich Jüdin sei. „Wenn sie Dich das nächste Mal fragen, antwortest Du einfach: Man muss



Monika Richarz

kein Dreieck sein, um Mathematik zu studieren.“

New York

Ohne es am Anfang zu wissen, war ich durch Leschnitzer bereits mit dem Leo Baeck Institut in New York verbunden. Denn er war Mitglied des Boards und vermittelte meine Dissertation an das LBI. Sie erschien 1974 auf Deutsch in der Wissenschaftlichen Reihe des Institutes. Damit begann meine heute mehr als fünfzigjährige Verbundenheit mit dem Leo Baeck Institut. Meine Dissertation war vermutlich auch der Anlass dafür, dass ich 1972 vom LBI New York berufen wurde, eine Auswahl aus der dort vorhandenen Sammlung von über 500 ungedruckten Memoiren deutschsprachiger Juden zu edieren. Damals gab es, sozusagen zu meinem Glück, noch keine Computer. Ich lebte und arbeitete fast sieben Jahre in New York und veröffentlichte aus dem Archiv des LBI drei umfangreiche Bände.

Die Arbeit im LBI und das Leben in New York waren sicherlich der dritte große Glücksfall in meinem Leben als Historikerin. Ich war die erste deutsche Nichtjüdin überhaupt, die im Institut arbeitete. Umgeben von vielen älteren Emigranten, wie Ernest Hamburger oder Ilse Blumenthal-Weiss, hatte ich manchmal das Gefühl, im Judentum der Weimarer Republik zu leben. Alle brachten mir ein wohlwollendes Interesse entgegen. Ich merkte bald, dass ich in den Augen der Emigranten eine neue deutsche Generation verkörperte, die ihre Neugier weckte. Sie stellten Fragen nach dem heutigen Leben in Deutschland, entdeckten neue Wörter in meinem Sprachschatz und luden mich gern nach Hause ein, wo deutsche Klassiker die Regale füllten. Ich war fasziniert und lernte in New York mehr über deutsch-jüdische Kultur als aus manchem Lehrbuch.

In dem damals noch in der 73. Straße gelegenen LBI gab es sehr wenig Platz. Anfangs arbeitete ich im Benutzerraum,

wo nur ein großer Tisch stand. Oft saßen hier nur ich, und mir gegenüber die Doktorandin Marion Kaplan. Wir freundeten uns an, und sie lud mich in ihre Frauengruppe ein, die sich regelmäßig intensiv über Projekte zur Frauengeschichte austauschte. Diese befand sich in der BRD noch ganz in den Anfängen. Es eröffnete sich mir damit eine ganz neue historische Perspektive, die ich in meine Forschungen seitdem immer einbezogen habe, egal ob ich über Hoffaktorinnen oder über jüdische Mägde schrieb. Auch Du, Marion, trugst also viel bei zu meinen New Yorker Bildungserfahrungen. Vor allem genoss ich im LBI die kreative Freiheit in meiner Arbeit. Nach der Lektüre von mehr als 30.000 Manuskriptseiten war mir klar, dass diese Texte die ideale Basis für eine Sozialgeschichte der deutschen Juden bildeten. Von Bildungsbürgern bis zu armen Viehhändlern war alles vorhanden aus allen Regionen des Deutschen Reiches. Auswahl, Kommentierung und Fußnoten stellten eine immense Arbeit dar. Es wurden drei umfangreiche Bände. Diese sehr anschaulichen Texte kamen in den achtziger Jahren sehr gut in der deutschen Öffentlichkeit an und wurden in Schulen und Seminaren viel benutzt. Das Interesse an der jüdischen Geschichte begann deutlich zu wachsen.

Köln

Nach der Rückkehr aus New York 1979 war meine Verbindung zum LBI inzwischen fest und selbstverständlich geworden. Ich nahm seitdem an unzähligen LBI-Tagungen teil und gehörte später zu den Gründerinnen der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des LBI in Deutschland. Als Leiterin der Germania Judaica Bibliothek in Köln seit 1984 sah ich meine Aufgabe auch gerade im internationalen Networking, um die zunehmende deutsch-jüdische Forschung in der Bundesrepublik zu dokumentieren und

international zu integrieren. Die vom LBI Ende der neunziger Jahre durch Michael Meyer und Michael Brenner herausgegebene Deutsch-Jüdische Geschichte der Neuzeit ermöglichte mir dann auch in der Forschung eine sehr anregende Zusammenarbeit mit führenden Historikern aus dem Umkreis der drei Leo Baeck Institute.

Meine Lehr- und Wanderjahre waren nun sozusagen beendet. Es war jetzt an mir, durch meine 1984 beginnende Lehrtätigkeit, durch die Leitung der Germania Judaica und später als Direktorin des Hamburger Instituts für die Geschichte der deutschen Juden und Professorin der Universität Hamburg weiterzugeben, was ich empfangen hatte.

Doch in meinem Ruhestand erlebte ich mit über 80 Jahren noch einmal eine erstaunliche Überraschung, die bei mir große Dankbarkeit auslöste. Ich erhielt eines Tages ein Mail von einem mir unbekannten indischen Kollegen, der sich für meine 50 Jahre zurückliegende Dissertation begeisterte und anbot, diese gratis zu übersetzen und auf Englisch zu veröffentlichen. Ich war sprachlos, doch das schöne Deutsch von Joydeep Bagchee überzeugte mich. Der amerikanische Verlag, den er wählte, veranlasste eine peer review. Und, oh Wunder, meine Dissertation war nicht überholt, sondern inzwischen zum „Klassiker“ mutiert.

Als das Buch erschien, veranstaltete das LBI in New York eine wunderbare book party, an der ich online aus Berlin teilnahm. Und wohl zum ersten Mal kamen auch Hindus in das Institut, und der indische Generalkonsul überreichte Joydeep im Namen der Hindu-Jewish Alliance einen Übersetzerpreis. So etwas hatte ich in 50 Jahren im LBI noch nicht erlebt. Meine Dankbarkeit gegenüber allen Beteiligten war größer denn je. Dankbarkeit ist in manchen Momenten auch ein wunderbares Glücksgefühl. So auch heute.

Hulda Lauchheimer in Memmelsdorf

Von Ina Karg

MEMMELSDORF. „Sagst deiner Mutti, mir ham heut frische Hering!“ Mit gemäßigtem Lokalkolorit in der Aussprache wendet sich hier eine Frau, Mittvierzigerin, an ein etwa 8-jähriges Mädchen, das gerade von der Schule nach Hause geht. Die kleine Szene spielt vor dem Haus Nr. 27 in einer Gasse im ostunterfränkischen Memmelsdorf, so etwa um das Jahr 1928/29 herum. Jahre später erzählt das einstige Schulkind, längst selbst erwachsen, von dieser Begegnung.

Die freundliche Frau von einst heißt Hulda Lauchheimer und betreibt in den 1920er/1930er Jahren zusammen mit

ihrem Ehemann Louis in ebendiesem Haus einen Laden. Das Ehepaar verkauft natürlich nicht nur Heringe, sondern hat eine ganze Palette von Waren im Angebot: Öle, Fette, Sämereien und Kolonialwaren gehören dazu, und sie handeln mit Hopfen. Partner ist Berthold Kahn von gegenüber; andere Mitglieder der jüdischen Gemeinde sind Ökonomen, betreiben Vieh- oder Stoffhandel oder züchten Schafe, aber viele sind schon abgewandert. Dem Lauchheimer-Haus vorgelagert ist ein kleiner Garten, und ein Warenlager ist in einem Gebäude auf der anderen Straßenseite eingerichtet.

Die Turmuhr der Kirche

Hulda Lauchheimer ist die Tochter von Salomo und Lina Friedsam; sie hat sechs ältere Geschwister und eine jüngere Schwester. Schon Urgroßvater Hirsch Moses (1766–1826) lebt mit seiner Frau Babet als Uhrmacher und Lehrer in Memmelsdorf. Für ihn ist für das Jahr 1795 ein Lichtensteinischer Schutzbefehl erwähnt; im Zuge der Umsetzung des bayerischen Judenedikts von 1813 erhält Moses Hirsch eine Matrikelstelle und nimmt den Familiennamen „Friedsam“ an. Sein Sohn, d.h. Huldas Großvater,

repariert 1851 die Turmuhr der protestantischen Kirche und wird dafür mit 8 Gulden 33 Kr. entlohnt, wofür er sich das leisten kann, was man heute für etwa 200 Euro bekommt. Auch Vater Salomo Friedsams Arbeit ist in der Kirchengemeinde geschätzt: Eine Tafel im Innenraum der Kirche erwähnt, dass er im Jahr 1879 den Turmknopf vergoldete.

Wenige Jahre nach dem Ende des 30-jährigen Krieges hatte Junker Sylvester von Buttlar auf seinem Erbe in Memmelsdorf einen „Ansitz“ errichtet und einige jüdische Familien angesiedelt – der Kern der jüdischen Gemeinde. Als Hulda Friedsam am 29. Juli 1883 (24. Tammus 5643) zur Welt kommt, zählt das Dorf etwa 90 jüdische Einwohner von 580 insgesamt. In unmittelbarer Nachbarschaft ihres Elternhauses steht die 1728/29 erbaute Synagoge; seit 1835 hat die Gemeinde einen eigenen Friedhof im Wald etwa 2 Kilometer vom Ort entfernt. Dort werden 1908 und 1932 Vater Salomo bzw. Mutter Lina Friedsam bestattet. Am Ufer der Alster, einem kleinen Bach am Ortsrand, sowie in einigen Häusern stehen Mikwot zur Verfügung.

Hulda heiratet Louis

Seit 1819 gibt es eine Elementar- und Religionsschule, die zunächst in einem Gebäude neben dem Buttlarschen Schloss untergebracht wird, bevor man 1896 ein neues Schulhaus gegenüber der Synagoge baut. Zwischen 1887 und 1889 ist Lehrer Moses Katz dort tätig, der von Siegfried Freudenberger abgelöst wird. Das zuständige Rabbinat mit dem Distriktrabbiner ist in Burgpreppach angesiedelt. Die Gemeinde ist orthodox ausgerichtet. 1909 heiraten Louis Lauchheimer und Hulda Friedsam. Louis stammt aus einer angesehenen jüdischen Familie in Schopf-

loch in Mittelfranken und hat ebenfalls mehrere Geschwister. Häufig werden Ehepartner nicht aus der eigenen Gemeinde, sondern von anderswo geholt. Die Vermittlung erfolgt, wenn nicht über ohnehin bestehende Kontakte, durch so genannte Schmuser, die für das Zustandekommen von Verträgen, nicht nur Heiratsabkommen, zuständig sind. In Memmelsdorfer Familien haben Partner aus Gemeinden der näheren Umgebung, wie etwa Altenstein, aber auch von weiter entfernt, wie etwa Neustadt im Odenwald, eingeheiratet. Das Ehepaar Lauchheimer bewohnt Huldas Elternhaus, ein stattliches, attraktives Gebäude mit Fachwerk und einem Halbwalmdach, bestehend aus Erdgeschoss und zwei Stockwerken mit jeweils großzügigen Treppenabsätzen. Die Lauchheimers bleiben kinderlos. Louis kümmert sich als Vorsteher um die Belange der Gemeinde.

Versicherungspolicen geben eine Vorstellung von einer beeindruckenden Ausstattung der Synagoge, und Spendenberichte zeigen, dass die Gemeinde insgesamt zwar nicht reich ist, dass allerdings bestimmte Familien offenbar doch einige Finanzkraft haben. Im Jahr 1911 etwa berichtet *DER ISRAELIT*, Jg. 52, Heft 15 vom 12.04.1911, von Wohltätigkeitsspenden der Memmelsdorfer Familien zwischen 1 und 12 Mark, wobei der Spender des höchsten Betrags namentlich nicht genannt wird.

Sie müssen nicht hungern

Hulda Lauchheimer selbst kann – eigentlich – zufrieden sein. Sie führt nicht unbedingt ein luxuriöses Leben, aber frieren und hungrigen muss das Ehepaar nicht. Es gibt genügend Holz zum Heizen und Reisig zum Anzünden der Öfen. Es gibt Wärmflaschen, Kissen und Decken mit Schafwollfutter, warme Jacken und ge-

fütterte Winterschuhe, mehrere Herrenhosen und eine beträchtliche Zahl an wollenen und kunstseidenen Strümpfen für die Dame. Mit dem Einkochen von Früchten und Gemüse in Gläsern folgt Frau Lauchheimer dem Standard ihrer Zeit, um Lebensmittel in Privathaushalten haltbar zu machen. Eier werden in großen Gläsern in Kalk eingelegt und Essiggurken sind ein Muss. Man sorgt damit für den eigenen Bedarf und die immer wieder beherbergten und bewirteten Besucher. Wein und Schaumwein sind für den Fall einer Krankheit vorgesehen. Zum Hausrat gehören Tischdecken aus gutem Stoff und eine Seidendecke für das Sofa, Wecker, elektrische Nachtischlampen und eine Waschgarnitur. Eine Wasserleitung in der Wohnung gibt es zu dieser Zeit nirgendwo im Ort. Für Reisen stehen drei verschieden große Schließkörbe zur Verfügung. In kaum einem Haus in Memmelsdorf hätte man wohl eine vergleichbare Ausstattung gefunden.

Theklas Zeichnung

Dies gilt insbesondere für Hulda Lauchheimers 40 Kochtöpfe in allen Größen und für ihr Porzellangeschirr. Sie führt eine koschere Küche und ein gastfreundliches Haus. Eine besonders intensive Beziehung pflegt sie zu ihrer Schwester Sofie. Jahre später berichtet deren Tochter Thekla in einem Brief aus Ohio an den Verein, der in den 1990er Jahren gegründet wird und sich um den Erhalt der Synagoge kümmert, über glückliche Aufenthalte bei Tante, Onkel und Großmutter in Memmelsdorf. Theklas Zeichnung des Lauchheimer-Hauses, die bei einem der Besuche entstanden ist, hat sich erhalten.

Hulda und Louis Lauchheimer erleben und überleben den Vormittag des 10. No-



Protestantische Kirche in Memmelsdorf. Huldas Großvater reparierte 1851 die Turmuhr.
Foto: Pia Bayer



Die Judengasse (2. Haus von links ist das Lauchheimer-Haus), gezeichnet um 1935 von Nichte Thekla.
Foto: Archiv Synagoge Memmelsdorf

vember 1938. Sie ziehen anschließend nach Nürnberg, wo Louis Verwandte hat. Als Hulda kurzzeitig zurück nach Memmelsdorf fährt, um den Haushalt aufzulösen, ist nichts mehr aufzulösen. Beim Bürgermeister und Landrat fordert sie Kompensation für die Plünderung ihres Hauses und legt eine Inventarliste bei. Diese ist erhalten und ermöglicht uns als Nachwelt einen Blick in die vergangenen Lebensverhältnisse einer jüdischen Familie auf dem Land. Louis Lauchheimer setzen die Erfahrungen physisch und psychisch so zu, dass er 1940 in Nürnberg stirbt. Hulda kommt mit dem Würzburger Transport vom 21. November 1941 über Nürnberg nach Riga Jungfernhofer und wird ermordet. Ein Stolperstein vor ihrem Haus erinnert an sie. Das Kind, dem sie einst die Heringe angeboten hat, führt ein sorgloses Leben, heiratet, bekommt zwei Kinder und 6 Enkel und stirbt 2013 im Alter von knapp 93 Jahren.



Haus Judengasse 4, dahinter die alte Synagoge.

Foto: Ina Karg

JMB stellt Lebenszeugnisse von Juden online

BERLIN. Das Jüdische Museum Berlin (JMB) hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, seine Archivalien und Sammlungsobjekte allen Interessierten weltweit auch online zugänglich zu machen. Eine großzügige Spende der Familie Adler-Salomon hat es dem Museum ermöglicht, die Grundlagen für die digitale Erschließung seiner Sammlungen zu schaffen. Dank dieses Vermächtnisses und der Förderpartnerschaft mit der Siemens AG, sowie der Zuwendungen der Berthold Leibinger Stiftung und von Bertelsmann läuft nun die Digitalisierung von etwa 370 der insgesamt rund 1.800 im JMB archivierten Familiennachlässen, die Einblicke in über 250 Jahre Lebenserfahrung häufig weit verzweigter jüdischer Familien aus Deutschland bis zur Gegenwart gewähren. Für Forscher und Laien auf der ganzen Welt wird es zukünftig viel einfacher und bequemer sein, mit den Sammlungen zu arbeiten.

Das JMB will die zentrale Plattform für jüdisches Leben in Deutschland sein – auch im digitalen Raum. Hetty Berg, die Direktorin des JMB, freut sich über den Fortschritt: „Die Digitalisierung von Archivalien und Sammlungsobjekten ist einer der Schwerpunkte der Digitalen Transformation am JMB. Im aktuellen Digitalisierungsprojekt der Familiennachlässe, das zunächst auf zwei Jahre angelegt ist, rechnen wir mit etwa 500.000 Digitalisaten, die wir dann hinsichtlich ihrer Veröffentlichung rechtlich prüfen und 2026 online stellen werden. Mit der Digitalisierung wird nicht nur die Zugänglichkeit zu den Objekten erleichtert, sie bedeutet

auch, dass wir zukünftig Sicherheitskopien besitzen. So bewahren wir auch die Sammlungen für nachfolgende Generationen.“

Die Familiensammlungen zeugen vom jüdischen Alltag, aber auch von Ausgrenzung, Verfolgung, Exil und Neubeginn. Thematische Schwerpunkte sind u.a. das Leben im Kaiserreich und im Ersten Weltkrieg, die Unternehmens- und Wirtschaftsgeschichte, der jüdische Sport und

die Studentenverbindungen. Auch zur Emigration, zum Leben im Exil und in der Nachkriegszeit und zum Neubeginn von Gemeinden gibt es in den Nachlässen zahlreiche Materialien. Damit sind sie nicht nur eine bedeutende Quelle für die Erforschung jüdischer Geschichte und Kultur in Deutschland, sondern sie bieten mit den persönlichen Geschichten auch Anknüpfungspunkte für die Vermittlungsarbeit des JMB, etwa bei Führungen, Workshops oder Schulbesuchen.



Adolf Salomon mit seinem Neffen Fred Hirsch und Albert und Else Einstein, ca. 1930.

Foto: Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Geoffrey und Barbara Fritzler

Neue Synagoge Potsdam

POTSDAM. Mit viel Prominenz aus Politik und jüdischer Gemeinschaft, darunter die ZR- und ZWST-Präsidenten Josef Schuster und Abraham Lehrer, der Bundespräsident Steinmeier und Brandenburgs Ministerpräsident Woidke, eröffnete die Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST) Anfang Juli das neue Potsdamer Synagogenzentrum. Neu ist auch die Trägerschaft dieser jüdischen Einrichtung. Als Dachorganisation für jüdische Sozialarbeit hat die ZWST seit der Zuwanderung der Kontingentflüchtlinge aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion Ende der 1990er Jahre den Aufbau jüdischer Gemeindearbeit und ihrer Infrastrukturen in den ostdeutschen Bundesländern maßgeblich gestaltet. Die ersten drei Jahre soll das neue Zentrum treuhänderisch von der ZWST betrieben werden, danach soll es dem Landesverband der jüdischen Gemeinden von Brandenburg übergeben werden. Ein kooperatives Nutzungskonzept, auch von der ZWST miterarbeitet, verbindet die Arbeit von vier verschiedenen jüdischen Gemeinden in dem neuen Zentrum. Es soll somit der zentrale Ort für alle in Potsdam und Brandenburg lebenden Juden sein. Beteiligt an dem Projekt sind neben der Jüdi-

schen Gemeinde Potsdam und der Synagogengemeinde Potsdam auch die Gemeinden Adass Israel und Kehilat Israel.

„Der Wille nach einem gleichberechtigten und friedlichen Miteinander unserer Gesellschaft bleibt ungebrochen, er ist der Vertrauensvorschuss, den die Jüdische Gemeinschaft diesem Land und seinen Menschen gegeben hat“, sagte ZWST-Präsident Lehrer zur Eröffnung, „es ist nun an uns allen sicherzustellen, dass dieses Zentrum ein nach innen und außen offenes Haus sein kann, auch wenn es weiterhin geschützt werden muss, und als Hoffnungsträger dient für eine bessere Zukunft.“ Und in seiner Eröffnungsrede erklärte der Bundespräsident: „Es berührt mich sehr und bewegt mich, heute bei diesem Festakt hier in Potsdam dabei sein zu können. Heute feiern wir hier die Einweihung des neuen Synagogenzentrums, dieses wunderbaren Gebäudes, das jetzt seine Pforten öffnet. Es ist ein Geschenk an uns alle. Möge dieses Haus im Herzen Potsdams für Jüdinnen und Juden ein Ort des Gebets und der Begegnung werden – und ein Haus für alle Völker.“

Brandenburgs Ministerpräsident Dietmar Woidke bedankte sich bei allen, die den Bau ermöglicht haben, „insbesondere

danke ich dem Präsidenten der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland Abraham Lehrer und dem Architekten Jost Haberland für die Koordinierung der vielen unterschiedlichen Interessen, für die Suche nach Lösungen und die hervorragende Umsetzung“. Besonders freute sich auch die Kulturministerin Manja Schüle. Heute sei ein Tag der Freude, der Dankbarkeit, der Demut, sagte sie, „Freude, dass ein Projekt Gestalt angenommen hat, an das viele nicht mehr geglaubt hatten – aber das von so vielen Jüdinnen und Juden sehnstüchtig erwartet wurde“.

Zum Abschluss beschrieb der Architekt Jost Haberland seine Absichten: „Wir wollten beides. Ein Haus, dass fest mit diesem Ort verankert und wie seine Bewohner ein selbstverständlicher Teil der Stadt sein soll. Aber auch ein Haus, das seine Besonderheit betont, architektonisch über den Brandenburger Horizont herausragt und Weltoffenheit signalisiert. Dieses Haus ist auch ein sicheres Haus, mit umfangreichen Sicherheitseinrichtungen ausgestattet, die leider für jüdische Institutionen nötig sind. Dennoch ist es ein offenes Haus, das sich der Stadt öffnet und seine Besucher willkommen heißt.“

Benno Reicher

Rede von Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier zur Eröffnung des Synagogenzentrums am 7. Juli in Potsdam

75 Jahre alt wird unsere Republik in diesem Jahr. Viele Jahre hat es gedauert, bis in unserem Land wieder Synagogen gebaut wurden! „Wer ein Haus baut, will bleiben“, hat Salomon Korn damals bei der Einweihung des jüdischen Gemeindezentrums in Frankfurt gesagt. Das bedeutet Vertrauen haben – Vertrauen, das wir rechtfertigen müssen, heute und in Zukunft. Es berührt mich sehr und es bewegt mich, heute bei diesem Festakt hier in Potsdam dabei sein zu können.

Heute feiern wir die Einweihung des neuen Synagogenzentrums, dieses wunderbaren Gebäudes, das jetzt seine Pforten öffnet und das ein Geschenk für uns alle ist. Heute beginnt hier im Herzen Potsdams etwas Neues – und es schließt sich zugleich ein Kreis.

Jüdisches Leben und seine reiche Kultur reichen auch hier in Potsdam und Brandenburg Jahrhunderte zurück in der Geschichte – daran haben Sie im Rahmen des Festjahres „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ auch hier in Potsdam oft erinnert. Wie lebendig und vielfältig jüdisches Leben heute hier in Potsdam

wieder ist, davon zeugen die jüdischen Gemeinden und ihre Mitglieder; davon zeugen auch international renommierte Forschungseinrichtungen wie das Moses-Mendelssohn-Zentrum, Institutionen wie das Zacharias-Frankel-College und das

Abraham-Geiger-Kolleg – an beiden werden wieder Rabbiner ausgebildet. Eines aber hat bisher gefehlt: ein zentraler Ort des Gebets, so wie es einst die Alte Synagoge war, ehe sie 1938 erst von den Nationalsozialisten geschändet und dann im



Bundespräsident Dr. Frank-Walter Steinmeier.

Krieg zerstört wurde. Ein Ort, an dem sich Jüdinnen und Juden, die heute wieder in Potsdam und Umgebung leben, begegnen können, zum Gebet, zum Innehalten, aber auch zum Austausch, zum Dialog, zum Zuhören, zum Lernen. „Mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker“, heißt es beim Propheten Jesaja – wir werden den Vers später als Gesang hören –, und ich finde, das passt ganz wunderbar zu diesem Ort.

Ich freue mich sehr, dass es ein solches Haus nun wieder gibt in Potsdam, da, wo es hingehört, genau hier, im Herzen der Stadt. Meinen herzlichen Glückwunsch zur Einweihung des Synagogenzentrums in Potsdam! Mein großer Dank geht an Sie, lieber Abraham Lehrer, und alle, die sich dafür eingesetzt und dieses Projekt – trotz mancher Widrigkeiten – unterstützt haben. Und er geht ganz besonders auch an Sie, sehr geehrter Herr Ministerpräsident Woidke, und das Land Brandenburg! „Mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker“: Darin liegt ein Versprechen. Ein offenes Haus zu sein, in dem sich nicht nur Jüdinnen und Juden mit ganz unterschiedlicher Herkunft im Glauben versammeln. Sondern in dem auch Begegnungen möglich sind von Jung und Alt, von Mitgliedern Ihrer Gemeinden und denen anderer Glaubensgemeinschaften und mit der Potsdamer Stadtkirche. Solche Orte, in denen das Gespräch, der Dialog, der Austausch, ja, auch das Austragen von Meinungsunterschieden möglich ist, und zwar mit Anstand und Respekt, solche Räume fehlen auch in unserer liberalen Demokratie zunehmend – dabei brauchen wir in einer Gesellschaft der Verschiedenen, die wir sind, den Austausch, die Verständigung der Vielen so dringend.

Ich weiß, dass Sie alle, lieber Herr Kutikow, lieber Herr Joffe, lieber Herr Kogan, lieber Herr Bravo und die Mitglieder Ihrer Gemeinden, dass Sie, liebe Mitglieder der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, diesen Ort genau so verstehen, und möchte Sie dabei ermutigen: Unsere Demokratie lebt von diesem Geist der Offenheit und des Dialogs – gerade in einer Zeit, in der die Demokratie stärker angefochten wird denn je. Besinnen wir uns darauf, was unser Zusammenleben in Freiheit ausmacht: die Werte der Aufklärung – und dazu hat die jüdische Aufklärung so entscheidend beigetragen. Werte, ohne die eine Demokratie nicht funktionieren kann: die Achtung der Würde jedes Einzelnen, Respekt voreinander, Toleranz und das Vertrauen auf die Kraft der Vernunft.

Wenn ich heute hier spreche, dann muss ich auch über den dunklen Schatten sprechen, der heute wieder über dem jüdischen Leben in unserem Land liegt.



Synagogen-Eröffnung in Potsdam.

Welch großes Glück ist es, dass es wieder aufgeblüht ist nach dem Menschheitsverbrechen der Shoah – so wie hier in Potsdam. Ich bin, wir alle sind dafür sehr dankbar. Aber wir müssen erleben, Sie müssen erleben, dass in Europa wieder ein blutiger Angriffskrieg herrscht. Und dieser völkerrechtswidrige Krieg Russlands gegen die Ukraine hat auch Folgen für das Zusammenleben in unserem Land – Sie alle spüren das in Ihren Gemeinden. Vor allem aber müssen wir, müssen Sie erleben, in welchem Ausmaß antisemitischer Hass, antisemitische Angriffe und Gewalt in unserem Land seit dem 7. Oktober wieder zunehmen: ausgerechnet in unserem Land. Mich schmerzt das.

Es schmerzt mich, wenn Jüdinnen und Juden sich heute in unserem Land unsicherer fühlen als vor jenem 7. Oktober, dass jüdische Schulen, Kindergärten, Synagogen noch stärker geschützt werden müssen. Mich schmerzt es, wenn mir Jüdinnen und Juden erzählen oder

schreiben, dass sie das Gefühl haben, gar keinen Ort mehr auf der Welt zu haben, wo sie in Sicherheit sind oder sich zu Hause fühlen können. Mich schmerzt es, dass jüdische Studentinnen und Studenten es nicht mehr wagen, ihre Vorlesungen zu besuchen. Dass junge Männer lieber keine Kippa mehr in der Öffentlichkeit tragen, manche sogar ihre Namen ändern.

Alles das erleben Jüdinnen und Juden überall in Europa. Überall in Europa haben Jüdinnen und Juden wieder Angst. Angst vor Hass, vor Gewalt, vor Ausschreitungen. Weil sie Juden sind. Und das ist unerträglich.

Mein Eindruck ist, dass eines zunehmend mindestens in den Hintergrund rückt, wenn nicht vergessen wird: Es war der brutale Terroranschlag der Hamas, der Israel tief im Innersten getroffen und verwundet hat. Es war dieser Terror, dieser Hass, der den neuen Krieg im Nahen Osten ausgelöst hat. Es ist die Hamas, die



Das Anbringen der Mesusa.

Fotos (5): ZWST Jan-Christoph Hartung

die palästinensische Bevölkerung, die verzweifelten Menschen in Gaza als menschliche Schutzschilder missbraucht.

Gegen diesen Terror der Hamas wehrt sich Israel. Ich war wenige Tage nach dem 7. Oktober in Israel, im zerstörten Kibbuz Be'eri, und habe gesagt: Unsere Solidarität gilt einem Israel, das Opfer ist. Aber sie muss auch gelten gegenüber einem Israel, das sich wehrt.

Gleichwohl: Wir dürfen unsere Augen nicht verschließen vor dem unermesslichen Leid, das dieser Krieg für Frauen, Männer und Kinder in Gaza bringt, wie viele Zivilisten ihm bereits zum Opfer gefallen sind. Und deshalb unterstützen wir die hungernden Menschen in Gaza und leisten humanitäre Hilfe. Wir alle hoffen auf ein Ende der Kämpfe. Wir alle hoffen, dass es eine Verständigung über die Vorschläge des amerikanischen Präsidenten für die Freilassung der Geiseln und eine Waffenruhe gibt.

Der Krieg im Nahen Osten, die vielen Opfer bewegen auch die Menschen in unserem Land. Mich sorgt es, wie sehr dieser Konflikt auch das Zusammenleben in Deutschland belastet. Selbstverständlich muss es auch in unserem Land möglich sein, den Schmerz, die Trauer über die palästinensischen Opfer, die Angst um Angehörige und Freunde zu zeigen, auch im öffentlichen Raum. Das garantiert unser Grundgesetz, das garantiert unsere Demokratie.

Aber die Grenze ist dort überschritten, wo die Trauer, der Schmerz, die Verzweiflung zu Hetze wird, zu blankem Hass, im schlimmsten Fall zu Gewalt gegen Jüdinnen und Juden. Und wo Kritik an der israelischen Regierung umkippt in die Forderung, den Staat Israel auszulöschen, da ist jede Grenze überschritten. Das



Die ZWST- und ZR-Präsidenten Abraham Lehrer (links) und Josef Schuster.

dürfen wir nicht dulden. Niemals dulden wir Hass und Gewalt gegen Jüdinnen und Juden in unserem Land.

Das Judentum in Europa, die Sicherheit und Freiheit jüdischen Lebens ist heute erneut ernsthaft bedroht. Das hat erst kürzlich der große jüdische Gelehrte und überzeugte Europäer Pinchas Goldschmidt bei der Verleihung des Karlspreises an ihn gesagt. Er musste Russland, er musste seine Gemeinde dort zurücklassen, die schwerste Entscheidung seines Lebens, wie er selbst gesagt hat. Jüdisches Leben ist in Europa erneut ernsthaft bedroht – welche Verzweiflung spricht aus diesem Satz. Pinchas Goldschmidt hat ihn aber mit einer Bitte, besser gesagt: mit einer Aufforderung an uns alle verbunden: Helfen Sie uns, helfen Sie den jüdischen

Gemeinschaften. Bekämpfen Sie Antisemitismus in all seinen Formen.

Und: Rabbiner Goldschmidt selbst gibt die Hoffnung nicht auf, und ich darf ihn zitieren: „Ich bin zu alt, um an Märchen zu glauben. Aber ich bin zu jung, um aufzugeben. Ich resigniere nicht.“ Dass er nicht aufgibt, dass er überzeugt ist, dass wir diesen Kampf gemeinsam bestehen werden, das bewundere ich nicht nur persönlich. Mit dieser Haltung, mit dieser Entschlossenheit macht er uns allen Mut. Mehr noch. Er erinnert uns an unsere Aufgabe.

Ich möchte Rabbiner Goldschmidt, ich möchte Ihnen hier in Potsdam und allen Jüdinnen und Juden in Deutschland heute antworten: Ich nehme diese Aufforderung sehr ernst. Ich bin auch entschlossen. Entschlossen, nicht zu ruhen, damit wir alles tun, um jüdisches Leben zu schützen und jede Form von Antisemitismus zu bekämpfen.

Das Jüdische ist nicht das Andere. Jüdisches Leben ist ein Teil von uns! Nur, wenn Jüdinnen und Juden sich in Deutschland ganz zu Hause fühlen, nur dann ist dieses Land ganz bei sich.

Wenn wir in diesem Jahr den 75. Geburtstag unseres Grundgesetzes feiern, dann muss gerade uns in Deutschland klar sein: Antisemitismus ist immer auch ein Seismograph dafür, wie es um unsere Demokratie steht. Wie sehr dieser Seismograph ausschlägt seit dem 7. Oktober, das muss uns alle beunruhigen. Je offener und aggressiver sich Antisemitismus äußert, umso mehr geraten auch die Werte, auf denen unsere Demokratie ruht, in Gefahr. Das große Versprechen, mehr noch, der kategorische Imperativ unseres Grundgesetzes ist und bleibt: Nie wieder. Es ist eine Verantwortung, es ist ein Auftrag, der jeden meint. Es ist eine Verpflichtung für alle, die hier leben und leben wollen, ganz gleich, ob sie seit Generationen hier leben oder später hinzugekommen sind.

Ich möchte Ihnen heute versichern: Deutschland bleibt ein Zuhause für Jüdinnen und Juden. Dafür stehe ich persönlich, und dafür tritt die Mehrheit aller Deutschen ein. Und ein Zuhause ist es auch für Christen, Muslime und Mitglieder anderer Glaubengemeinschaften – und für Menschen, die nicht glauben.

Wichtig ist, dass wir offen bleiben, dass wir neugierig bleiben aufeinander, dass wir das Gespräch suchen und bei allen Gegensätzen die Meinung des anderen respektieren. Gerade dieser Geist der Offenheit, des Dialogs, des intellektuellen Disputs, der Gelehrsamkeit ist doch das große Geschenk des Judentums an uns! Möge dieses Haus im Herzen Potsdams für Jüdinnen und Juden ein Ort des Gebets und der Begegnung werden – und ein Haus für alle Völker.



Prominente Gäste vor dem Toraschrank der neuen Synagoge.

Anschlag auf Synagoge

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

„Es ist normal, dass man Frankreich verlässt“, bedauert Emilie im Radiosender EUROPE 1. Sie steht unter Schock, wie die übrigen Mitglieder der Jüdischen Gemeinde La Grande-Motte, einem 8.000-Seelen-Badeort südöstlich von Montpellier. Am 24. August 2024 erschüttert die versuchte Brandstiftung der dortigen Beth-Yaacov-Synagoge das ruhig-gemütlich vor sich hin plätschernde Städtchen am Mittelmeer.

Man ist nur knapp an einem Drama vorbeigeschlittert. Es ist Schabbat, als gegen 8:30 Uhr ein sich illegal in Frankreich aufhaltender 33-jähriger Algerier vor der Synagoge zwei Autos anzündet und eine Gasflasche explodieren lässt, bevor er sich im Inneren des Gebäudes versteckt. Das Gebäude ist bewohnt, u.a. lebt der Rabbiner dort. Zum Zeitpunkt des Angriffs befinden sich nur fünf Personen darin, eine halbe Stunde später soll jedoch der Gottesdienst stattfinden, zu dem zahlreiche Besucher erwartet werden.

Ihnen lauert der Attentäter, mit einer Axt bewaffnet, am Eingang auf. Er flieht jedoch vor der anrückenden Polizei, welche ihn wenig später, 50 km entfernt in Nîmes, stellen kann. Bei seiner Festnahme verletzt, wird der Brandstifter in ein Krankenhaus gebracht. Nach seiner Entlassung zwei Tage darauf überführt man ihn, gemeinsam mit zwei weiteren Tatverdächtigen, in die Untersuchungshaft. Da die ausgewerteten Aufnahmen der Videoüberwachung den Algerier mit einer Palästina-Fahne am Gürtel zeigen, befasst sich die Antiterrorismus-Abteilung der nationalen Staatsanwaltschaft mit dem Fall, obwohl der Attentäter bisher zwar im Zusammenhang mit Verkehrsdelikten und Drogenmissbrauch polizeibekannt war, jedoch nicht als radikaliert geführt wurde. In mehreren Städten fanden sofort Solidaritätsbekundungen statt, so in La Grande-Motte selbst, in Montpellier und Paris. Ein hellelige Empörung kam von der gesamten politischen Führungsriege, von ultrarechts über die gemäßigten Parteien

bis hin zur linksextremen LFI. Deren Chef Jean-Luc Mélenchon verurteilte als einer der Ersten das Attentat als „unerträgliches Verbrechen“, allerdings ohne von Antisemitismus zu sprechen. Präsident Emmanuel Macron versichert auf X: „Der Kampf gegen Antisemitismus ist ein immerwährender Kampf der gesamten vereinten Nation.“

Der frühere Premierminister Gabriel Attal, der den Tatort aufsuchte, hob die Gefahr verbaler Aggression hervor, welche „häufig in physische Gewalt ausartet“. Und Innenminister Gérald Darmanin bestätigt, dass antisemitische Übergriffe seit Beginn des Jahres um 200 Prozent gegenüber dem Vorjahr zugenommen haben.

Anders als Emilie findet Sarah, Mutter dreier kleiner Jungen, es dennoch nicht normal, Frankreich zu verlassen. Eher wird sie ihren Kindern künftig Schirmmützen über die Kippa stülpen, was allerdings auch nicht normal sei. „Muss man sich verstecken, um sich zu schützen?“, lautet ihre rhetorische Frage.

Synagoge von Rouen

„Was ist die nächste Stufe? Ein Pogrom?“, titelt die Tageszeitung LE FIGARO und zitiert damit Jonas Haddad, den Regionalrat der Normandie. Dem konservativen Politiker entfuhr dieser entsetzte Kommentar anlässlich eines Brandanschlags auf die mitten im historischen Stadtzentrum gelegene Synagoge von Rouen im Mai dieses Jahres.

Ein seit 2020 illegal in Frankreich lebender Algerier, bisher nicht polizeibekannt, der abgeschoben werden sollte, hatte das Feuer mittels eines Molotow-Cocktails gelegt, nachdem es ihm gelungen war, trotz Überwachung in das 1950 errichtete Gebäude einzudringen. Die alarmierte Polizei erschoss den Mann bei dessen Versuch, die Sicherheitskräfte mit einer Eisenstange und einem Messer anzugreifen. Rasch konnte die Feuerwehr die Ausbreitung des Feuers verhindern, so dass an den Außenwänden keine Spuren zu sehen

sind und Bücher sowie Torarollen unbeschädigt blieben. Allerdings, wie Rouens Rabbiner Chmouel Lubecki bedauert, ist die Bima teilweise abgebrannt.

Die jüdische Gemeinde der knapp 120.000 Einwohner zählenden Stadt stand unter Schock. Der 19-jährige Nathan zeigte sich allerdings wenig überrascht. „Als Juden ist es nicht das erste Mal, dass man uns attackiert. Heute hat man unsere Synagoge angezündet. Ich empfinde große Traurigkeit und auch ein wenig Hass“, gesteht er.

Rouens sozialistischer Bürgermeister Nicolas Mayer-Rossignol, den zusätzlich einige Tage nach dem Anschlag ein anonymer Brief mit antisemitischem Inhalt erreichte, ordnete den Angriff als zutiefst antisemitisch ein. In ganz Frankreich löste er eine Schockwelle und spontane Solidaritätsbekundungen aus. So versammelten sich Menschen vor dem Rathaus von

Rouen, wie auch auf dem Place de la République in Paris in Anwesenheit der Bürgermeisterin Anne Hidalgo.

Dort sind es ca. 200 Personen. Aufgerufen hatte zu der Demonstration gegen Antisemitismus der jüdische Studentenverband. Hidalgo erklärte in ihrer Rede: „Wir werden keinem Juden auch nur ein Haar krümmen, wir werden weder an Synagogen röhren noch an anderen Kultstätten, ob es sich um Moscheen, Kirchen oder Tempel handelt, weil es unsere Freiheit ist. Es macht uns Freude, in der Vielfalt zu leben, in dieser Vielfältigkeit und Toleranz, welche die DNA unserer Stadt ausmachen.“

Laut Premierminister Gabriel Attal wurden in den ersten drei Monaten des Jahres 2024 366 antisemitische Taten registriert, was eine Zunahme von 300 Prozent gegenüber dem gleichen Zeitraum im Vorjahr entspreche.

GPN

Bibel und Ökologie

Schrift her. So hielt der Geistliche im März im Rahmen einer Einladung der monegassischen Stiftung „Monaco Méditerranée Foundation“ in Anwesenheit von Fürst Albert einen viel beachteten Vortrag zum Thema „Bibel und Ökologie“. Dem Staatschef des Kleinstaates an der

Côte d’Azur liegt das Thema Umwelt seit jeher besonders am Herzen. Er engagiert sich vorrangig für den Schutz der Ozeane, einem Vermächtnis seines Urgroßvaters Albert, ein weltbekannter Meeresforscher, den man den „gelehrten Fürsten“ nannte. Ferner unterstützt Albert der II. die IFAW,

Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia, 61, versteht sich offensichtlich als moderner Mensch, den, bei aller Religiosität, angesagte Zeitgeistthemen durchaus umtreiben. Und gern stellt er einen, zumindest auf den ersten Blick, nicht augenfällig Bezug solcher Themen zur Heiligen

eine internationale Tierschutzstiftung, und fährt privat ein Elektroauto. Last but not least ist er der einzige Staatschef weltweit, der sowohl den Nord- als auch den Südpol bereist hat, um auf die Folgen des Klimawandels aufmerksam zu machen. Auf die Frage nach dem Zusammenhang der beiden Begriffe Bibel und Ökologie angesprochen, sieht Haïm Korsia an verschiedenen Stellen der Bibel Anweisungen, mit dem, was man heute mit dem Terminus *technicus* „Biotop“ meint, sorgsam zu verfahren, „Achte auf den Ort, an welchem du lebst, man muss auf dieses Umfeld Rücksicht nehmen“.

Das Thema Umwelt umfasse nicht nur die modernen, aktuellen Sorgen um die Eisbären, die im Packeis nicht überleben können, sondern sei eine Konstante der Menschheit. Korsia führt diverse Beispiele für die, seiner Interpretation nach, ökologische Sichtweisen der Bibel an. So würden an mehreren Stellen Bäume erwähnt. Tu Bischwat als deren Neujahrsfest oder andernorts die Aufforderung „selbst wenn du Krieg führst, fälle niemals die Obstbäume“.

Der Rabbiner kommt nicht umhin, das Thema Schächtung anzusprechen, welche, ähnlich wie in Deutschland, in Frankreich stark umstritten ist. Für ihn indes steht bei dieser Methode das Tierwohl im Vordergrund, da u.a. die Perforation des Kopfes zwecks Betäubung verboten ist, bei welcher seiner Meinung nach das Tier stärker leide als bei der Schächtung – ein bekanntes Argument. Zudem betreffe die Schächtung in Frankreich lediglich 1,3 % der Tiere, während 21 Millionen Schweine jährlich getötet würden.

Dass es sich bei Moses um einen Hirten handelte, Korsia weist auf die Parallele zu Frankreichs Nationalheldin Jeanne d'Arc hin, und dass, laut Bibel, jedes Tier anders behandelt werden müsse, deutet der Exeget ebenfalls als Fingerzeig in Richtung Tierschutz im weitesten Sinne. Ferner trügen die Schabbat-Verbote, Elektrizität zu nutzen, Auto zu fahren und ein Handy zu benutzen, wenn auch dem jüdischen Volk in anderer Absicht auferlegt, nebenbei ebenfalls zum Umweltschutz bei. Was Mutter Erde anbelangt, so solle sie in siebenjährigen Zyklen bearbeitet werden,

welche Ruhepausen zur Erholung des Bodens vorsehen. Dann zitierte der Redner Genesis, das 2. Kapitel, Vers 15: „Ich gebe euch die Erde, auf dass ihr sie bearbeitet und erhaltet“, was er als Aufruf zur Nachhaltigkeit verstanden wissen will. Allerdings, so betont das fußballbegeisterte religiöse Oberhaupt, Nachhaltigkeit ohne Wachstumsrücknahme, also in moderne ökonomische Kategorien übersetzt, ohne Null- bzw. Negativwachstum. Konsequenterweise stellt er sich vehement gegen die militärischen Umweltschützer, welche „den Menschen als den größten Schädling des Lebens darstellen, während es dessen Berufung sein sollte, dessen größter Schützer zu sein“. Die Forderung der Militärenten nach Wachstumsrückgang bezeichnet Korsia als „pathetisch“.

Tröstlich ist indes das biblische Konzept des „Tikkun olam“, welches, entgegen militanter und politischer Panikmache und Apokalypse-Szenarien, impliziert, dass die Welt sich als ein Reparaturbetrieb geriert, es demnach, so darf man wohl schlussfolgern, niemals zu spät für ihre Rettung ist.

GPN

Le Pen trifft Amichai Chikli

Während der CRIF, der Zentralrat der jüdischen Institutionen Frankreichs, nach wie vor jeglichen Kontakt zur Rechtsaußenpartei RASSEMBLEMENT NATIONAL (RN) strikt ablehnt, traf sich der israelische Minister für Diaspora und Kampf gegen Antisemitismus, Amichai Chikli, mit Marine Le Pen, der ehemaligen Chefin und aktuellen Fraktionsvor-

sitzenden ebendieser Partei. Das Treffen stellt einen weiteren Schritt beim Annährungsversuch Le Pens an die jüdische Gemeinschaft dar. Beide Politiker waren im Mai im Vorfeld der Wahlen zum Europaparlament zu einem von der spanischen Partei VOX organisierten Kongress in Madrid eingeladen worden. Es war das erste Mal, dass Marine Le Pen

einem israelischen Minister begegnete. Ein Händeschütteln, ein kurzer Wortwechsel, ein Foto. Chikli beglückwünschte die RN-Spitzenpolitikerin zu ihrer Teilnahme an der Pariser Demonstration gegen Antisemitismus im November 2023. Als die Französin eine Rede hielt, applaudierte der israelische Minister.

GPN

Frühling der Friedhöfe

Was zunächst seltsam klingen mag, erweist sich jedoch bei näherem Hinsehen als originelles und interessantes Konzept. Jedes Jahr findet unter dem Namen „Frühling der Friedhöfe“ eine einzigartige nationale Veranstaltung statt mit dem Ziel, über die Besichtigung von Grabstätten ein Kulturerbe wiederzuentdecken. 2016 ins Leben gerufen, soll die Öffentlichkeit durch diese Initiative für den Reichtum und den Erhalt dieses oft verkannten Erbes sensibilisiert werden. Carole Andrieux, passionierte Reiseleiterin in der ehemaligen Region Champagne-Ardennes (heute Grand Est) und zugleich an Friedhöfen interessiert, organisiert seit 2021 Führungen in Gemeinden, so auch auf dem jüdischen Friedhof des ca. 4.000-Seelen-Städtchens Joinville in der Champagne. 2024 konnte Andrieux 35 aufmerksame Teilnehmer gewinnen. Obgleich jüdische Präsenz in Frankreich seit dem Altertum dokumentiert ist, haben nur wenige Relikte die Jahrhunderte überdauert. Allein die Straßennamen wie

„rue des Juifs“ oder „rue de la Juiverie“ zeugen von der Anwesenheit in kleinen Gemeinden wie z.B. Vecqueville und Chevillon, oder in Kleinstädten wie Chauvigny, allesamt im Département Haute-Marne gelegen.

In der Champagne brachten sich die Juden dank der Jahrmärkte in Kunsthandwerk und Handel ein, später waren sie zunehmend in Geldgeschäfte involviert. So verliehen sie etwa Geld an Klöster und Feudalherren. In Joinville sind zudem einige Rabbinernamen bekannt, wie Samuel Ben Aaron und Simeon Ben Samuel. Ab dem 16. Jahrhundert, trotz Verbannung, Diskriminierung und hoher Besteuerung, entsteht nach und nach eine jüdische Gemeinschaft. Mit der Französischen Revolution und der Aufhebung von Verbots ziehen zahlreiche Juden nach Frankreich, vorrangig jedoch nicht ausschließlich in ein urbanes Umfeld.

In Joinville, wo ca. 60 Juden erfasst sind, wird um 1796 ein Versammlungsort geschaffen. Im Jahre 1867 soll Alfred Lob,

Inhaber des Geschäftes „Au Prophète“, ein Grundstück zur Errichtung eines Friedhofs gespendet haben. Die Stadt hat das Projekt umgesetzt und den Friedhof mit einer Mauer umbaut. Heute bieten etwa 30 Stelen die Möglichkeit, die jüdischen Trauerriten in Erinnerung zu rufen. Manche Gräber, mit hebräischer Inschrift und äußerst schlicht gehalten, respektieren die jüdische Tradition, während viele andere von Assimilation und Anpassung an das christliche Umfeld und die lokalen Bräuche zeugen: Blumen, Efeu, Urnen, klassische Architektur. Auch findet man Grabstätten für Familien, welche den lokalen Handel belebt haben: Textilläden-Besitzer, Altwarenhändler, Viehhändler und Metzger.

Das wachsende Interesse an der Geschichte Joinvilles und ihrem Erbe ruft nicht nur Kulturgeiste auf den Plan, sondern freut ebenso die örtlichen Kommunalpolitiker, die sich für den Erhalt der Relikte engagieren.

GPN

Nachruf Robert Badinter

Sein Name wird auf ewig mit der Abschaffung der Todesstrafe 1981 in Frankreich verbunden bleiben. Der in Bessarabien, der heutigen Republik Moldau, geborene Robert Badinter, ehemaliger Justizminister unter dem sozialistischen Staatspräsidenten François Mitterrand und Präsident des Verfassungsrates, verstarb 95-jährig am 9. Februar 2024, genau an jenem Tag, an dem sein Vater 1943 im Rahmen einer Massenverhaftung vor den Augen des Sohnes in Lyon verhaftet und danach deportiert worden war.

Das Kind Robert, 1919 mit seiner Familie nach Frankreich eingewandert, verlor seinen Vater, seinen Onkel und seine Großmutter während der Shoah in Todeslager Sobibor. Anlässlich des Staatsbegräbnisses überboten die Redner und Laudatoren einander mit Huldigungen und Ehrungen. Präsident Emmanuel Macron würdigte den Verstorbenen als „Jahrhundertfigur,

republikanisches Gewissen, französischen Geist“. Premierminister Gabriel Attal seinerseits lobt: „Er hat jede Sekunde seines Lebens dem Kampf für Gerechtigkeit und Grundfreiheiten gewidmet“, und der Justizminister, wie sein Vorgänger Rechtsanwalt, bezeichnet Badinter als Visionär. Die jüdische Gemeinschaft bedauert schlicht den Verlust eines Menschen.

Zu Lebzeiten zwar als moralische Autorität unangefochten respektiert, wurde Robert Badinter derartige Einmütigkeit bei der Beurteilung seiner Ideen jedoch nicht immer zuteil. Seinerzeit gehörte er in einer mehrheitlich noch von Anhängern der Todesstrafe beherrschten Gesellschaft zu den meistgehassten Ministern. Selbst bei seinem Chef Mitterrand musste der mit der nicht minder bekannten Philosophin und Feministin Elisabeth Badinter verheiratete Politiker jahrelange Überzeugungsarbeit leisten.

Der Kampf des Ministers um eine Liberalisierung der Justiz beschränkt sich nicht allein auf die Abschaffung der Guillotine, sondern erstreckt sich ferner auf die Entkriminalisierung der Homosexualität, die Verteidigung humanerer Haftbedingungen sowie den Zugang französischer Verurteilter zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.

Dem theaterpassionierten Rechtsgelehrten, der als Anwalt zahlreiche bekannte Klienten u.a. aus dem Pressesektor vertrat und sich selbst als „republikanisch, säkular und jüdisch“ definierte, wird die besondere Ehre zuteil, dass seine sterblichen Überreste neben denen von Persönlichkeiten wie Simone Veil, Marie Curie, Joséphine Baker und André Malraux im Panthéon, dem neoklassischen Mausoleum am Place Vendôme, überführt werden.

GPN

Palästina-Proteste an Unis

Seit Jahren hatte die Abiturientin Esther davon geträumt, an der renommierten und einer der europaweit besten Hochschulen für Politische Studien, dem Pariser „Institut d'études politiques“, kurz SCIENCES PO genannt, Geopolitik zu studieren. Ihre Chancen, zu den wenigen Auserwählten zu gehören, die zugelassen werden, hätten angesichts ihrer glänzenden Abiturnoten nicht schlecht gestanden. Allein, Esther hat sich von ihrem Ziel abgewandt. Als Grund nennt sie gegenüber der Online-Tageszeitung TIMES OF ISRAEL die anhaltenden und aggressiven antisraelischen Umtreibungen, welche ihrem Empfinden nach in Antisemitismus umschlagen, ohne dass die Behörden durchgreifen.

Im Frühjahr folgt die Hochschule, wie auch die Sorbonne und weitere französische Universitäten, einer weltweiten Studentenbewegung gegen die israelische Offensive im Gazastreifen. Mit der Blockade von Hörsälen, dem Hissen von Palästina-Flaggen, den Gesängen „De la rivière à la mer, la Palestine sera libre“ (Vom Fluss bis zum Meer wird Palästina frei sein) sowie der Weigerung, einer jüdischen Studentin den Zugang zum Campus zu gewähren, hat eine kleine Gruppe von Aktivisten, etwa 200 von ca. 15.000 Studenten, die Unterstützung für die Palästinenser in Gaza sowie den Abbruch der Zusammenarbeit mit israelischen Universitäten gefordert. Die betroffene Studentin gehört dem jüdischen Studentenverband UEJF an, dessen Büro sich nur einige hundert Meter von der Hochschule entfernt befindet.

Deren Interimsdirektor Jean Bassères ist zunächst auf die Bedingungen der Demonstranten eingegangen, im Gegenzug für das Einstellen der Blockade, eine Debatte über den Krieg gegen die Hamas zu führen, sowie das Absehen von jeglichen Strafmaßnahmen gegen die Blockierer. Ungeachtet dieser Kompromisslösung, welche der Historiker und Antisemitismusforscher Marc Knobel, selbst ehemaliger Absolvent der Eliteschule, als Einknicken gegenüber der antisraelischen Masse und ihrem Antisemitismus wertet, besetzten am darauffolgenden Tag etwa 30 bis 40 Studenten erneut eines der Gebäude. Diesmal musste die Polizei eingreifen.

Sowohl Staatspräsident Emmanuel Macron als auch Premierminister Gabriel Attal, beide ehemalige Absolventen der Politiker-Kaderschmiede, bezeichnen die Protestaktion als absolut inakzeptabel. Nichtsdestotrotz fließen die staatlichen Subventionen seitens der Zentralregierung weiterhin, während die Region Ile-de-France ihren jährlichen Beitrag von mehr als einer Million Euro suspendiert hat.

SCIENCES PO verfügt, neben dem altherwürdigen, 1872 gegründeten Hauptinstitut in Paris, seit einigen Jahrzehnten über diverse Außenstellen, welche sich jeweils auf eine bestimmte Weltregion spezialisiert haben. So deckt etwa Nancy den deutschsprachigen Raum ab, Le Havre den Fernen Osten, und seit 2005 legt an der italienischen Grenze der Campus in dem pittoresken Städtchen Menton an der Côte

d'Azur seinen Schwerpunkt auf den Mittelmeerraum, den Mittleren Osten und die Golfstaaten (Méditerranée-Moyen-Orient).

Dass in diesem ca. 350 Studenten zählenden Außenposten, davon 65 Prozent aus dem Ausland, u.a. aus dem arabischen Raum, der Krieg im Nahen Osten, insbesondere auf die Palästina-Thematik fokussiert, im Mittelpunkt steht und seit dem 7. Oktober 2023 eine noch brisantere Rolle spielt als an anderen Universitäten, versteht sich von selbst.

Die Studenten-Initiative in Menton SCIENCES PALESTINE UTS (Understanding The Struggle) mit einem harten Kern von 15 Mitgliedern ist es denn auch, welche die Hamas als palästinensische Widerstandskämpfer bezeichnet. Auch hier wurde der Campus besetzt und teilweise gar während der Jahresabschlussprüfungen von Sicherheitskräften geschlossen. Lehrveranstaltungen gab es nur online.

Mentons Bürgermeister Yves Juhel verurteilte gegenüber der Tageszeitung LE FIGARO die Blockade scharf und ließ die palästinensische Flagge an der Gebäudefassade entfernen. „Ich bin sehr wütend“, erklärte er. „Ein Sit-in, warum nicht. Ich verstehe, dass sie in ihrem Alter aufgedreht und manipulierbar sind, aber die Flagge ist nicht hinnehmbar. Die einzige Fahne, die ich in meiner Stadt dulde, ist die französische.“

Wenn der Bürgermeister von Manipulation spricht, ist nur unschwer heraus-

zuhören, dass er, ebenso wie Knobel, auf den Einfluss durch die linksextreme Partei La France Insoumise (LFI) anspielt, die sich ihrer generell israelkritischen Haltung wegen, vor allem jedoch, weil sie den Terroranschlag vom 7. Oktober gutheißt, dem Vorwurf ausgesetzt sieht, mit dem Antisemitismus zu flirten. Und in der Folge trifft den UTS, auch wegen entsprechender Posts in den sozialen Netzwerken, die gleiche Anschuldigung. Letztere hingegen verwehrt sich dagegen und beteuert, es handele sich lediglich um ver einzelte Vorkommnisse. Eine Studentin

aus dem Vorstand der Vereinigung vertritt dazu gegenüber der Regionalzeitung NICE MATIN die Position: „Als propalästinensische Initiative wollen wir nicht mit Antisemitismus in Verbindung gebracht werden, denn dies würde bedeuten, dass die palästinensische Sache antisemitisch ist, und das ist nicht akzeptabel.“

Ganz anders sieht es die Handvoll jüdischer Studenten in Menton, kaum zehn an der Zahl, mehrheitlich französischer oder amerikanischer Herkunft. Einer von ihnen, der anonym bleiben möchte, er-

klärt im NICE MATIN: „Ich wurde noch nie körperlich angegriffen, aber das Studium läuft in einem komplizierten Klima ab. Es beginnt mit antisemitischen Witzen. Wenn ich jeden Tag eine eindeutig feindselige Einstellung gegenüber Israel und Zionismus erlebe, dann bin ich überzeugt, dass 99 Prozent davon antisemitisch sind. Wenn es so weitergeht, wird der Campus Menton, was jüdische Studierende betrifft, ausbluten.“ In Paris hat Esther mit ihrer Entscheidung gegen die Institution bereits den Anfang gemacht.

GPN

„Die Voraussetzungen sind nicht erfüllt für die Anerkennung eines palästinensischen Staates“, lautet Frankreichs offizielle diplomatische Position, bekräftigt nach der Anerkennung durch Spanien, Irland und Norwegen. Intern jedoch scheiden sich die Geister, selbst innerhalb der Partei RENAISSANCE von Präsident Emmanuel Macron.

Während das Staatsoberhaupt anlässlich eines Besuches des jordanischen Königs Abdallah des II. in Paris versichert, die Anerkennung eines palästinensischen Staates sei kein Tabu und damit einen beachtlichen diplomatischen Schritt getan zu

Zweistaatenlösung

haben scheint, erklärt die Spitzenkandidatin bei den Europawahlen, Valérie Hayer, die Voraussetzungen seien nicht erfüllt, auch wenn es auf eine Zweistaatenlösung hinauslaufen müsse. Die Nummer zwei auf ihrer Liste, Bernard Getta, hingegen spricht sich gegenüber dem Sender BMFTV grundsätzlich für einen palästinensischen Staat aus. Auf diese Divergenzen angesprochen, rechtfertigt er sie damit, dass die 3-Parteien-Fraktion im Europaparlament (Renais sance, MoDem und Horizons) nicht die chinesische kommunistische Partei sei. Auch der ehemalige Außenminister Jean-

Yves Le Drian unter Macron vertritt die Meinung, man müsse einen palästinensischen Staat anerkennen, um Druck auf Israel auszuüben, im Gegensatz zu seinem aktuellen Nachfolger Stéphane Séjourné. Die gemäßigte Rechte und die extreme Rechte ihrerseits wollen nichts von einer Anerkennung wissen. Dazu der Parteichef und Spitzenkandidat des RASSEMBLEMENT NATIONAL: „Das ist unmöglich, denn es würde einer Legitimation der Hamas gleichkommen.“

Die gesamte Linke sowie die Grünen fordern indes seit jeher vehement die Gründung eines Palästinenserstaates. GPN

Nizza

Angeschlagen und traumatisiert durch das Attentat vom 14. Juli 2016, das noch immer nachwirkt, sowie eine stagnierende Wirtschaft sieht die einst dynamische Jüdische Gemeinde Nizza einer ungewissen Zukunft entgegen. Seit fast tausend Jahren ist die einst verträumte Stadt am Mittelmeer ein Refugium für Juden. Noch vor ca. 15 Jahren beherbergte sie mit rund 20.000 Mitgliedern die viertgrößte Gemeinde des Landes. Aber die Kombination aus Antisemitismus, Terrorismus und finanziellen Problemen zeitigt verhängnisvolle Konsequenzen.

2022 hat das für den Kultus zuständige Konsistorium erstmalig seit dem 2. Weltkrieg geschätzt, dass die jüdische Bevölkerung auf unter 3.000 gesunken sei, auch wenn einige lokale Verantwortliche vermuten, dass die Zahl höher liegen könnte. So geht Rabbiner Yossef Pinson von der chassidischen Chabbat-Bewegung gar von ca. 10.000 Verbliebenen aus, jedoch gesteht auch er eine Auswanderungswelle ein.

Die Faktoren Sicherheit und Ökonomie verändern das Leben der Juden in ganz Frankreich, treffen jedoch Nizza mit seinen 350.000 Einwohnern besonders hart. Die Unterstützung der jüdischen Gemein-

den durch eine Stadt mit lahmender Wirtschaft und prekärer Lage auf dem Arbeitsmarkt ist nicht, so wie in anderen französischen Städten, finanzierbar. Yaakov Parienti, Student, 29, meint im J-FORUM, einem Portal frankophoner Juden: „Man spürt wirklich eine Alija-Welle.“ Seine Schwester hat den Schritt bereits vollzogen, und die Eltern planen ihn demnächst.

„Ob meine Gemeinde eine Zukunft hat? Ich weiß es nicht. Ich denke, es ist ein generelles Problem aller Juden in Frankreich, aber in einer Ecke wie dieser empfindet man es stärker.“ Obwohl er Kippa trägt, sagt er, er selbst sei in Nizza nie belästigt worden, erklärt indes, der Antisemitismus sei eher indirekt spürbar und es gäbe es keine wirklichen Karrieremöglichkeiten.

Simone Darmon, stellvertretende Generalsekretärin des lokalen Konsistoriums, ruft den Anschlag von 2016 in Erinnerung, bei dem ein Islamist am französischen Nataionalfeiertag mit einem LKW auf die beliebte „Promenade des Anglais“ zugerast war und dabei 86 Menschen getötet und mehrere Hundert verletzt hatte. „Das Attentat war zwar nicht spezifisch gegen Juden gerichtet, dennoch hat es eine in dieser Intensität noch nie dage-

wesene und anhaltende Angst ausgelöst.“ Zwar verfügt die Stadt noch über 15 Synagogen, jedoch haben die meisten von ihnen vor allem unter der Woche Mühe, einen Minian zusammenzubekommen und die Große Synagoge, welche früher am Schabbat voll war, zählt mittlerweile mehr leere als besetzte Plätze.

Schließlich hat die Jugendorganisation Bnei Akiva, einst sehr aktiv, ihre Filiale in der Stadt an der Côte d’Azur geschlossen. Und doch verfügt Nizza über unbestritten Trümpfe, welche dazu angetan sind, Juden an sie zu binden. So haben manche Bewohner Nizzas den Eindruck, dass die Abwanderung tausender Juden den Zusammenhalt der Verbliebenen stärke, zumal das Verhältnis zwischen liberalen und orthodoxen Gemeinden, im Gegensatz zu den Spannungen in vielen anderen Städten, als positiv und herzlich beschrieben wird. Und last but not least erfahren Nizzas Juden besondere Unterstützung durch ihren israelaffinen Bürgermeister Christian Estrosi von der rechtskonservativen Partei „Horizons“, der sich als „Jude im Herzen“ bezeichnet und im letzten Jahr vom jüdischen Dachverband CRIF für seinen effizienten Umgang mit antisemitischen Aggressionen gelobt wurde. GPN

SCHANA TOWA

Zu Rosch Haschana 5785
wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden
und Bekannten im In- und Ausland
ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr.

Jüdische Gemeinde Regensburg

Allen unseren Mitgliedern
und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt
wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5785.

Israelitische Kultusgemeinde Augsburg

Der Landesausschussvorsitzende
der Jüdischen Gemeinden in Bayern
wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern
ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr.

לשנה טוביה תבהבו

Jo-Achim Hamburger

Allen unseren Mitgliedern
und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt
wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth

Alles Gute zum neuen Jahr 5785
den jüdischen Gemeinden in Deutschland,
dem Landesverband der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern und
dem Zentralrat wünscht

Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.

Israelitische Kultusgemeinde Straubing


Schana Towa
5785

Die besten Wünsche zum Neujahr
an alle Mitglieder und alle, die uns kennen,
mit uns zusammenarbeiten und uns mögen.

Der Vorstand

Die Israelitische Gemeinde Würzburg

übermittelt allen ihren Mitgliedern,
Freunden und Bekannten
die besten Neujahrswünsche!

Allen unseren Mitgliedern sowie
den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden,
Freunden und Bekannten wünschen wir
Glück und Frieden zum neuen Jahr.

Israelitische Kultusgemeinde Amberg

Vorstand IKG Amberg
Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray

SCHANA TOWA
wünschen wir allen unseren Gemeinden,
dem Landesverband
und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde.

Israelitische Kultusgemeinde Erlangen

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern,
Freunden und Bekannten
ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5785.

שנה טוביה ומחזקה

Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof

Dr. Jakob Gonczarowski

1. Vorsitzender

Allen Freunden und Bekannten
wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טוביה תבהבו

Ilse Ruth Snopkowski
Familie Dr. Peter Snopkowski
Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli

Statt Karten

Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth
wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband,
den jüdischen Gemeinden in Deutschland
und unseren Mitgliedern
ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5785.

לשנה טוביה תבהבו ותחתמו

לשנה טוביה תבהבו
Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr 5785.

Familie Michael Trüger
Regensburg

**Die »Gesellschaft zur Förderung
jüdischer Kultur und Tradition e.V.«**

wünscht allen Mitgliedern
und Freunden im In- und Ausland
ein gesundes neues Jahr!

לשנה טוביה תבהבו

Ein gesundes und glückliches neues
Jahr 5785 wünschen Ihnen

**die Mitarbeiter
des Landesverbandes der Israelitischen
Kultusgemeinden in Bayern KdöR**

SCHANA TOWA UMETUKA

Ein glückliches und süßes neues Jahr 5785
wünscht Ihnen

**Der Trägerverein und das Museumsteam
des Jüdischen Museums Franken –
Fürth, Schnaittach und Schwabach**

SCHANA TOWA!

Ein glückliches und gesundes neues Jahr 5785
wünscht Ihnen

**das Johanna-Stahl-Zentrum
für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken
Würzburg**

Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden
in Augsburg, Bayern und der ganzen Welt
ein gutes und süßes neues Jahr 5785.

שנה טוביה ומחזקה

**Das Team des
Jüdischen Museums Augsburg Schwaben**

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu

Familie Wladimir Barskyy, Regensburg

Wir wünschen dem Vorstand und den
Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg
sowie allen Bekannten
ein frohes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

**Familie Soroka und Semmler
Regensburg**

Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und
Bekannten die herzlichsten Glückwünsche
„LESCHANAH TOVA TIKATEVU –
möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“

Familie Mazo, Augsburg

Statt Karten

Zu den Hohen Feiertagen
entbieten wir allen unseren Verwandten,
Freunden und Bekannten
die besten Glück- und Segenswünsche!

Felix Gothart, Bayreuth

Allen Freunden, Verwandten und Bekannten
wünschen wir ein frohes
und gesundes Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Jakov Denyssenko, Regensburg

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

**Genia Danziger und Familie David Danziger
Regensburg**

**לשנה טובה תכתבו ותחתמו
תזכו לשנים רבות טובות ונעימות**

Allen unseren Freunden im In- und Ausland
möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche
anlässlich Rosch Haschana 5785 zum Ausdruck bringen.

Familie Dr. Asher Khasani

Statt Karten

Allen Verwandten, Freunden und Bekannten
im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege
die besten Glück- und Segenswünsche
zum neuen Jahr!

לשנה טובה תכתבו

**Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray,
Amberg**

Zum neuen Jahr
senden wir allen Freunden
und Bekannten im In- und Ausland
die herzlichsten Glückwünsche!

Schana towa !

Familie Brenner

Wir wünschen allen unseren Freunden,
Verwandten und Bekannten
ein gutes und gesundes neues Jahr.

Schana towa, tikotewu w'tichoteimu

Familie Kuzenko, Regensburg

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr!

לשנה טוביה תבהות

Familie Dr. Josef und Jutta Schuster

Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr!

Oded Baumann, Würzburg

Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche.

Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik

שנה טובה ושלום

Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche!

Familie Hanna Zisler

Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr!

לשנה טוביה תבהות

Rabbiner Joel Berger und Familie
Stuttgart – Antwerpen – Berlin

Wir wünschen unseren Autoren und Lesern, unserem Landesverband und allen Gemeinden ein gesundes und glückliches neues Jahr.

**Redaktion und Druckerei
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN**



Sie feiern jetzt Rosch Ha-schana, den Beginn des Neuen Jahres 5785. Und für dieses Jahr überbringe ich Ihnen sehr gute Wünsche und auch die unmissverständliche Botschaft: Bayerns Staatsregierung steht an Ihrer Seite.

In der aktuellen Lage ist es sehr schwierig, Prognosen zur Zukunft zu geben. Das gilt sowohl für die Situation in Deutschland wie auch für den Nahen Osten. Seit dem Terroranschlag der Hamas am 7. Oktober 2023 befindet sich Israel in einem massiven militärischen Konflikt mit dieser terroristischen Vereinigung und deren Förderern in der arabischen Welt, mit allen Folgen auch für die Menschen in Israel. Die Evakuierung bestimmter Ortschaften und Städte sowie die Bedrohung von Leib und Leben gehören mit dazu.

Diese Konfliktlage hat auch massive Auswirkungen auf das Leben in Deutschland

und in Bayern. Die Anzahl der antisemitischen Straftaten hat in Bayern 2023 mit 589 einen traurigen Rekordwert erreicht, und auch die Hasskriminalität etwa im Netz hat seitdem deutlich zugenommen. Leider erleben wir, dass bei pro-palästinensischen Veranstaltungen das Existenzrecht Israels immer wieder in Frage gestellt wird.

Bayerns Ministerpräsident Markus Söder hat Ihnen ein Schutzversprechen gegeben, ein Versprechen „Wir stehen zum jüdischen Leben in Deutschland“ und auch angekündigt, dass er dabei die „ganze Härte des Rechtsstaats“ gefordert sieht. Auch der Bundeskanzler hat sich klar zur Existenz Israels bekannt.

Der Schutz von Jüdinnen und Juden sowie das Existenzrecht Israels gehören zur „Staatsräson“ der Bundesrepublik. Daraus ergeben sich für mich zwei Aufgaben: Wir wollen und müssen in unserem Land die Anstrengungen gegen den wachsenden Antisemitismus weiter verstärken und müssen Israel bei Bedarf sogar militärisch unterstützen, wenn sein

Recht auf Souveränität und Integrität in Zweifel gezogen wird.

Lassen Sie mich abschließend auf eine Hoffnung vermittelnde Tatsache hinweisen: In diesem Sommer haben wir in Nürnberg zum vierten bayerischen Vernetzungstreffen von staatlichen Kultureenrichtungen und privaten Organisationen zur Förderung jüdischen Lebens eingeladen – die Resonanz ist ungebrochen. Das zeigt: Viele Menschen in Bayern arbeiten daran mit, Informationen über jüdisches Leben und den Alltag von Jüdinnen und Juden in Bayern und in Deutschland zu vermitteln. Sie leisten damit ihren Beitrag zu „Wissen gegen Judenhass“. Dafür sage ich diesen Menschen Dank.

Ihnen einen erfolgreichen Start in das Jahr 5785,

Ihr

Dr. Ludwig Spaenle
Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe

Israel-Fachtag im Bayerischen Landtag

Wissen über Israel ist ein wirksamer Schutz gegen Antisemitismus

MÜNCHEN. Beim Israel-Fachtag im Bayerischen Landtag Ende Juni haben mehr als 160 Teilnehmer das Land Israel und seine Gesellschaft näher kennengelernt. Direkte Begegnungen vor Ort können derzeit nicht stattfinden. Verschiedene Fachvorträge und Impulse thematisierten die immensen aktuellen Herausforderungen, die Israel bewältigen muss. Landtagspräsidentin Ilse Aigner und Kultusministerin Anna Stolz eröffneten die Veranstaltung. Unter den Teilnehmern waren vor allem Schüler, die sich in diesem Schuljahr für das sogenannte „Young Leadership Programm“ beworben haben, sowie Lehrkräfte aus den Bewerberschulen. Mit dem „Young Leadership Programm“ wird besonders begabten und gesellschaftlich engagierten Schülern eine Studienfahrt nach Israel ermöglicht. Erstmals konnte in diesem Schuljahr auch eine entsprechende Studienfahrt für Lehrkräfte angeboten werden. Aufgrund des Terrorangriffs der Hamas mussten die geplanten Studienfahrten jedoch abgesagt werden. „Die Freundschaft mit Israel gehört zur DNA unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft. Dabei bieten die Studienfahrten des „Young Leadership Programms“ jungen Menschen die Chance, dieses großartige Land und seine Leute besser kennenzulernen. Gleichzeitig macht es durch die Vielzahl von Begegnungen stark gegen Antisemitismus. Ich hoffe deswegen, dass auch bald wieder Studienfahrten nach Israel möglich sein werden“, betonte Kultusministerin Anna Stolz. Sie dankte vor allem Harry Habermann, der das Programm seit Jahren finanziell großzügig unterstützt, und der Bildungsausschussvorsitzenden Dr. Ute Eiling-Hütig, die sich intensiv für die Durchführung des Israel-Fachtags eingesetzt hatte, sowie der Landtagspräsidentin, die die Räumlichkeiten des Landtags zur Verfügung gestellt hatte und damit der Veranstaltung eine besondere Bedeutung verlieh.

Landtagspräsidentin Ilse Aigner sagte: „Es ist tragisch, dass wir heute nicht unter anderen Vorzeichen zusammenkommen können. Dass Israel von der Hamas in diesen Krieg gezwungen wurde, um seine Existenz zu sichern, dass sich die antisemitischen Taten auf einem Allzeit-hochniveau bewegen und das antisemtische Grundrauschen sehr laut und der gesellschaftliche Aufschrei dagegen zu leise ist. Umso mehr sage ich aus tiefer Überzeugung: Wir bleiben stabil. Israel kann sich auf Bayern verlassen – und Sie



Begrüßung von Ilse Aigner, Präsidentin des Bayerischen Landtags.

alle, die zum Israel-Fachtag gekommen sind und sich auf das Verstehen einlassen, machen mir dabei Mut und Hoffnung.“

Tayla Lador-Fresher, Generalkonsulin des Staates Israel in München, die kurzfristig ihre Teilnahme absagen musste, teilte mit: „Es ist mein Herzensanliegen, Israel als ein vielseitiges und vielfältiges Land Schülern näherzubringen. Es schmerzt, dass die geplanten Studienfahrten nach Israel abgesagt werden mussten. Nach dem schrecklichen Massaker der Hamas am 7. Oktober und dem in ganz Europa stark ansteigenden Antisemitismus bin ich umso dankbarer, dass ein Israel-Fachtag im Bayerischen Landtag stattfindet.

Tage wie diese sind sehr wichtig, um zu lernen und sich auszutauschen, und sie zeigen uns, dass Bayern solidarisch an der Seite Israels steht. Deshalb bin ich besonders traurig, heute aufgrund von Krankheit nicht persönlich dabei gewesen zu sein.“

Dr. Gisela Dachs, Professorin am Europäischen Forum der Hebräischen Universität Jerusalem, beleuchtete die israelische Gesellschaft vor und nach dem 7. Oktober. Anschließend referierte der Journalist und Filmemacher Richard C. Schneider zum Thema: „Die Macht der Medien – welche Verantwortung haben Medien in krisenhaften Zeiten?“ Am Nachmittag fanden für die Teilnehmer verschiedene Gesprächsforen mit Fachvorträgen statt. Das Themenspektrum war dabei weit gestreut; so ging es neben den politischen und militärischen Konflikten auch um die israelische Wirtschaft und Gesellschaft, um Austausch und Studienmöglichkeiten, um die Rolle sozialer Medien und von KI, um die Bildungsangebote des Ghetto Fighter's House (Haifa) sowie um Israelfeindschaft und Antisemitismus.

Zum Abschluss des Fachtages diskutierten die Abgeordneten Markus Rinderspacher (SPD), Florian Streibl (Freie Wähler) und Gabriele Triebel (Bündnis 90/Die Grünen) sowie der Antisemitismusbeauftragte Dr. Ludwig Spaenle und der Psychologe Ahmad Mansour über die Perspektiven der bayerisch-israelischen Beziehungen im Hinblick auf die Situation seit Oktober 2023.



Gesprächsrunde mit Harry Habermann, Helene-Habermann-Stiftung, Dr. Ute Eiling-Hütig und Corinna Storm.
Fotos: Matthias Balk/Bayerischer Landtag

Antisemitismus in Bayern

MÜNCHEN. Im Vorfeld der Veröffentlichung des Jahresberichts „Antisemitische Vorfälle in Deutschland 2023“ des Bundesverbands RIAS betont Bayerns Sozialministerin Ulrike Scharf: „Nach dem Massaker der Hamas am 7. Oktober mussten wir einen starken Zuwachs antisemitischer Vorfälle verzeichnen.“ In Bayern dokumentierte RIAS 2023 im Vergleich zum Vorjahr 73 Prozent mehr antisemitische Vorfälle.“ Die Zahlen seien alarmierend, meinte die Ministerin. „Als Demokraten stehen wir eng zusammen und müssen aktiv gegen jeg-

liche Form von Antisemitismus vorgehen. Präventionsarbeit gegen Antisemitismus, Hass und Hetze ist nicht nur ein Auftrag – es ist unsere Pflicht. Antisemitismus und Judenhass sind nicht nur ein Problem der Juden, sondern der gesamten Gesellschaft. Wir brauchen eine lebendige Erinnerungskultur, die keinen Raum lässt für Verschweigen, Wegschauen und Verdrängen. Erinnerung heißt, Verantwortung zu übernehmen für unser Miteinander, das allen Menschen Freiheit und Menschenwürde garantiert.“ RIAS Bayern präsentierte au-

ßerdem im Nürnberger Rathaus erstmals die Wanderausstellung „Antisemitismus in Bayern – Judenhass heute“. Diese kann kostenfrei ausgeliehen werden und soll so möglichst viele Menschen erreichen. Scharf erklärte dazu: „Präventionsarbeit ist wichtiger denn je. Ich habe dabei vor allem die junge Generation im Blick. Antisemantische Haltungen haben im Freistaat keinen Platz. Jeder kann dazu beitragen und Vorbild sein.“ Die RIAS-Ausstellung regt zum Nachdenken an und trägt zu einem friedlichen Miteinander in Bayern bei.

Deutsch-israelischer Schüleraustausch

Mit dem Mountainbike eine neue Kultur „erfahren“

WÜRZBURG. Polin wünscht sich, in Deutschland auch einmal von den Schreckensnachrichten und der ständigen Alarmbereitschaft in ihrer Heimat abschalten zu können. Sie genießt das gemeinsame Mountainbiken und hat sich sofort in den deutschen Wald verliebt. Die Schülerin aus dem Jugenddorf Ramat Hadassah, unweit von Haifa in Israel, gehört zu den 14 Jugendlichen, die im Juli ein besonderes Austauschprogramm absolvierten. Partnerschule ist in Würzburg das Friedrich-Koenig-Gymnasium. Eine Woche stand nun eine gute Mischung aus sportlichen Aktivitäten, Kultur und Sightseeing an.

Der beispiellose Terrorangriff der Hamas auf Israels Zivilbevölkerung im vergangenen Oktober hätte fast auch das jähre Ende dieser besonderen Begegnung bedeutet. Nach Monaten der Ungewissheit war die nun im Wenzelsaal des Würzburger Rathauses empfangene Delegation die erste israelischen Jugendgruppe, die wieder eine Genehmigung für die Ausreise erhielt. Ein Personenschützer begleitete die Jugendlichen im Alter von 15 und 16 Jahren und ihr Betreuerteam. Von Normalität ist man also noch ein gutes Stück entfernt, auch weil völlig unklar

ist, wann ein Gegenbesuch der deutschen Gruppe überhaupt wieder realistisch ist. Für die Würzburgerin Magdalena ist das „gefühlt leider noch ganz weit weg“. Sie möchte sich auf keinen Fall falsche Hoffnungen machen und hat jetzt aber zwei sehr gute Gründe, auf einen schnellen Frieden in Nahost zu hoffen.

Zusammen mit Sebastian und Orian beantworten die Mädchen bei dem Empfang im Würzburger Rathaus der „Jüdischen Allgemeine“ Fragen zum Programmablauf und zu ihrer persönlichen Motivation mitzumachen. Gerade für die Teilnehmer aus Israel ist der „Bike-Exchange“ eine ganz besondere Chance, den eigenen Horizont zu erweitern. Für einige ist es die erste Reise ins Ausland und der erste Flug. Ermöglicht hat dies auch die internationale Vernetzung des israelischen Kinderhilfswerks „Jugend-Aliyah“, das mehr als 200 Jugenddörfer und andere Einrichtungen in ganz Israel betreut und somit viele benachteiligte Kinder und Jugendliche ganzheitlich fürs Leben vorbereitet.

Würzburgs OB Christian Schuchardt, Bürgermeisterin Judith Roth-Jörg und Josef Schuster, Präsident der Würzburger Kulturngemeinde, der auch als Aliyah-Vor-

stand in Deutschland einen großen Anteil am Zustandekommen des Austausches hatte, hießen die jungen Gäste im Rathaus herzlich willkommen. Begleitet wurde das sportliche Team von den Lehrkräften Nati Reifer, Rani Levy und Semir Kamhawi. Michael Kreil, der Schulsportbeauftragte „Radsport Bayern“, und Judith Fesser von der „Stiftung Jugendaustausch Bayern“ sprachen über das außergewöhnliche Projekt und das erforderliche Improvisations-talent am Ende einer langen Zitterpartie. Pava Raibstein, die Geschäftsführerin der Jugend-Aliyah, überbrückte zudem mit ihren Übersetzungen jede Sprachbarriere. Für Schuchardt dürften die unterschiedlichen Sprachen bei den vielen Gemeinsamkeiten der Jugendlichen aber sicher kein größeres Problem darstellen. Er zitierte in seiner Rede den früheren Generalsekretär der Vereinten Nationen, Kofi Annan: „Sport kann eine wichtige Rolle für die Verbesserung des Lebens jedes Einzelnen spielen, ja nicht nur des Einzelnen, sondern von ganzen Gesellschaften.“ In diesem Sinne wünschte er eine Woche voller spannender Entdeckungen bei den sportlichen Touren wie auch beim Eintauchen in eine neue Stadt und Kultur.



Kennenlernen beim Mountainbiken (v.li.): Sebastian, Polin, Magdalena und Orian sind beim „Bike-Exchange“ dabei und lernen ganz nebenbei viel über das Leben in Deutschland und Israel.



Empfang für Schüler aus Israel im Würzburger Rathaus mit OB Christian Schuchardt, Bürgermeisterin Judith Roth-Jörg und Dr. Josef Schuster am Rednerpult.
Fotos: Georg Wagenbrenner

AMBERG

Pessach

Mit großer Freude wurde das Pessachfest gefeiert. Gäste aus Berlin, den USA und Israel bereicherten die Feierlichkeiten. Gemeinsam verbrachte man schöne Stunden beim Gebet und Seder. Acht Tage lang bot die Gemeinde ein abwechslungsreiches Programm.

Schawuot

Im Juni versammelten sich die Gemeindemitglieder zum Schawuot-Fest. In einer gemütlichen Runde wurde über den Sinn des Feiertags gesprochen, der sowohl die erste Weizernte in Israel als auch den Empfang der 10 Gebote durch Moses am Berg Sinai feiert. Anschließend gab es ein gemeinsames Essen.

Wöchentliche Treffen

Jeden Dienstag finden Aktivitäten wie Gymnastik, Tanz, Basteln, Festtagsvorbereitungen und gesellige Zusammenkünfte statt. In diesen Runden werden auch verschiedene Schiurim zu jüdischen Themen angeboten.

Synagogenführungen

Öffentliche Synagogen- und Schulführungen sind sehr beliebt. Besuchergruppen variieren von Familien über Interessierte am Judentum bis hin zu Menschen, die einfach die Synagoge von innen sehen möchten. Die Führungen werden von Rabbiner Elias Dray, Dieter Dörner und Florian Speil geleitet.

Hausbesuche

Frau Hettwer, Rabbiner Elias Dray, Frau Aleschko und Herr Ostron kümmern sich intensiv um Hausbesuche und Telefonate, um bedürftigen und kranken Gemeindemitgliedern zu helfen. Familie Aleschko liefert zudem wöchentlich Lebensmittel von der Tafel an ältere Gemeindemitglieder. Auch ukrainische Flüchtlinge werden unterstützt.

AUGSBURG

Jom Haazmaut

Am 14. Mai, dem Unabhängigkeitstag Israels, fand im Festsaal eine Veranstaltung mit zwei Vertretern des israelischen Militärs statt, die im Auftrag ihres Landes die Jüdischen Gemeinden in Deutschland über die Situation im Land nach dem 7. Oktober informierten.

Einer von ihnen, Ohad, ist Major der israelischen Verteidigungsstreitkräfte und

dient seit 22 Jahren in der Armee. Die andere ist ein 20-jähriges Mädchen namens Zlata. Begleitet wurden sie von Stanislaw Skibinsky, dem Vertreter der Jewish Agency in Deutschland, der sich bei unserer Gemeinde für die seit dem 7. Oktober für Israel geleisteten Spenden bedankte. Zlata erzählte, dass sie im Wartungsteam der „Iron-Dome“ arbeitet und daher nicht direkt an den Feindseligkeiten beteiligt war. Sie erzählte auch, dass sie andere jüdische Gemeinden in Bayern besucht hatten und dass sie nach dem Besuch unserer Gemeinde nach Israel zurückkehren würden. Zlata übersetzte Ohads Ansprache aus dem Hebräischen. Ohad erzählte uns ausführlich vom 7. Oktober – wie er von dem Terrorangriff aus Gaza erfuhr, wie er und seine Kollegen lange brauchten, um das Ausmaß des Angriffs zu begreifen, wie sie schließlich, nachdem sie die Situation verstanden hatten, loszogen, um die Terroristen aus den Kibbuzim und den an Gaza angrenzenden Städten zu vertreiben. Er zeigte Bilder von den befreiten Kibbuzim, mit Leichen von Terroristen, verbrannten Häusern und getöteten Zahal-Kämpfern. Übrigens lernten sich die Eltern von Ohads Vater in einem Konzentrationslager kennen, beide überlebten den Holocaust, und sein Vater wurde in einem Lager für „Displaced Persons“ bei München geboren.

Ohad hat selbst drei Kinder, und während wir ihm zuhörten, spürten wir, wie brutal diese Schlacht war, wie viele Soldatenfamilien nach diesen Kämpfen ohne Ehemänner und Väter dastanden. Wie viele Zivilisten starben. Es war unerträglich,

seiner Geschichte zuzuhören, die Menschen waren bewegt, viele hatten Tränen in den Augen. „Das jüdische Volk hat in seiner Geschichte viel ertragen, und wir werden nicht länger zulassen, dass jemand unser Volk demütigt oder tötet“, sagte Ohad. Zum Abschluss sangen alle gemeinsam die Hatikva. Marian Abramovich bedankte sich im Namen der Gemeinde bei den Gästen für ihre Geschichte. Viele von uns machten zur Erinnerung Fotos mit den Gästen. Abschließend bekamen sie Geschenke vom Vorstand der Gemeinde.

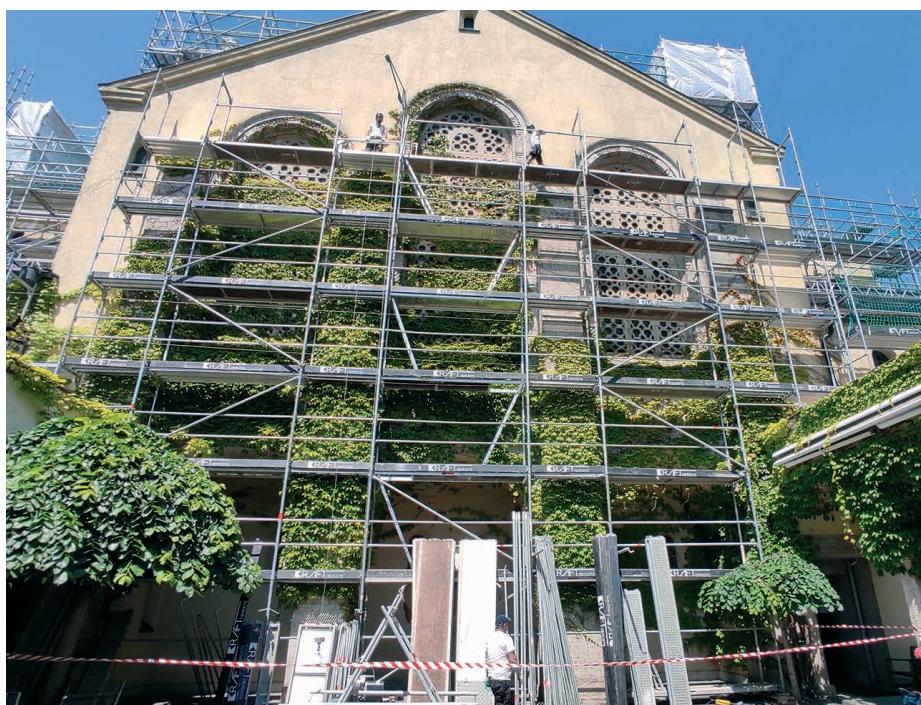
Am Israel Chai! – Israel wird leben!

Vladislav Shaykhit

Synagogen-Sanierung

In der Augsburger Synagoge läuft die Generalsanierung auf Hochtouren. Sie wurde 1917 erbaut. Bei der Feier des hundertjährigen Bestehens war Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier vor Ort und erklärte: „Dass eine der schönsten Synagogen Deutschlands die Zeit des Nationalsozialismus überlebt hat, ist ein großes Glück für die Gemeinde und für die Stadt.“ Und der damalige bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer versicherte den Gästen, dass die Generalsanierung der Synagoge von der bayerischen Regierung unterstützt wird. Seit zwei Jahren wird nun das Projekt der Generalsanierung nach dem neusten Stand der Technik realisiert. Derzeit sind Synagoge und Nebengebäude noch eingerüstet.

Vor kurzem trafen sich Vertreter der Sponsoren in der Gemeinde, um sich vor Ort über den Fortschritt der Arbeiten zu



Renovierung der Synagoge in Augsburg.

informieren und Finanzierungsfragen zu besprechen. An der Sitzung nahmen Vertreter der Bundesregierung, Bayerns und Schwabens und der Projektarchitekt teil. Insgesamt waren 17 Teilnehmer anwesend. Die Gemeinde wurde in der Sitzung vom Präsidenten der Gemeinde, Alexander Mazo, und der Leiterin des Projekts, Frau Kämpf, vertreten.

Zunächst besichtigten die Teilnehmer die Baustelle. Sie bestiegen das Gerüst der Synagoge, besichtigten das umliegende Gelände und besuchten die Mikwe im Keller. Diese Tour bot den Sponsoren einen umfassenden Überblick über die aktuellen Arbeiten und die erzielten Fortschritte.

Anschließend fand im Festsaal eine Gesprächsrunde statt, in der der aktuelle Stand der Projektfinanzierung erörtert wurde. Die Diskussion drehte sich auch um die zeitlichen Abläufe der Mittelabrufe. Dieses Treffen unterstrich das Engagement aller Beteiligten, das Projekt erfolgreich abzuschließen und die Große Synagoge in neuem Glanz erstrahlen zu lassen.

A. Mazo, V. Kempf

Jewrovision

„Time to Shine“, lautete das Motto des Jewrovision Ende März in Hannover. Diese grandiose Veranstaltung, an der viele jüdische Kinder und Jugendliche und Teams aus fast allen Bundesländern teilnahmen, lässt niemanden gleichgültig. Dieses Event ermöglicht es den Jugendlichen nicht nur, ihre Talente und Ideen zu zeigen, sondern auch „den Kopf freizubekommen“.

Zu unserer Freude konnten in diesem Jahr zwei Jugendliche aus unserer Gemeinde, Polina und Olgat, an dieser Veranstaltung teilnehmen. Die jungen Frauen brachten viele Eindrücke, Geschichten und Fotos von ihrer Reise mit. Alte Bekannte wiederzusehen, neue Freunde zu finden, eine neue Stadt zu besuchen und ihren kleinen Beitrag zu leisten und das Team Bayern zu unterstützen, das waren die Beiträge der beiden Jugendlichen.

Nach dem Hören der spannenden Geschichten haben viele weitere Jugendliche ebenfalls den Wunsch geäußert, in Zukunft an der Aufführung teilzunehmen oder zusammen mit dem bayerischen Unterstützungsteam das Jewrovision-Lager zu besuchen.

Wir wünschen uns, dass die positive Energie, die die Jugendlichen bei der Show erhalten haben, ihre Seelen berührt und sie bis zur nächsten Jewrovision begleitet. Wir laden alle jungen Mitglieder unserer Gemeinde ein, sich uns im nächsten Jahr anzuschließen. In diesem Jahr laden wir die jüngeren Kinder in unser Theaterstudio ein, das für alle Interessierten offen ist.

Jugendabteilung der IKG



IKG Bamberg: 1. Vorsitzender Martin Arieh Rudolph (Mitte) und der Rabbiner.

BAMBERG

Schachturnier

Dreiunddreißig Schachspieler aus ganz Bayern kamen am 28. Juli in unsere Gemeinde zum 8. deutsch-jüdischen Blitzturnier, gewidmet dem Bamberger Rechtsanwalt Moses Höflein. Er war nicht nur ein hervorragender Schachspieler und langjähriger Vorsitzender des Schachclubs, sondern auch des größten Sportclubs, des Männerturnvereins. Höflein war auch ein tragendes Mitglied der bürgerlichen Bamberger Gesellschaft. Aber dies und auch der Ehrentitel Justizrat schützten ihn nicht vor der Verfolgung durch die Nazis, und er musste 1940 in höchster Not fliehen.

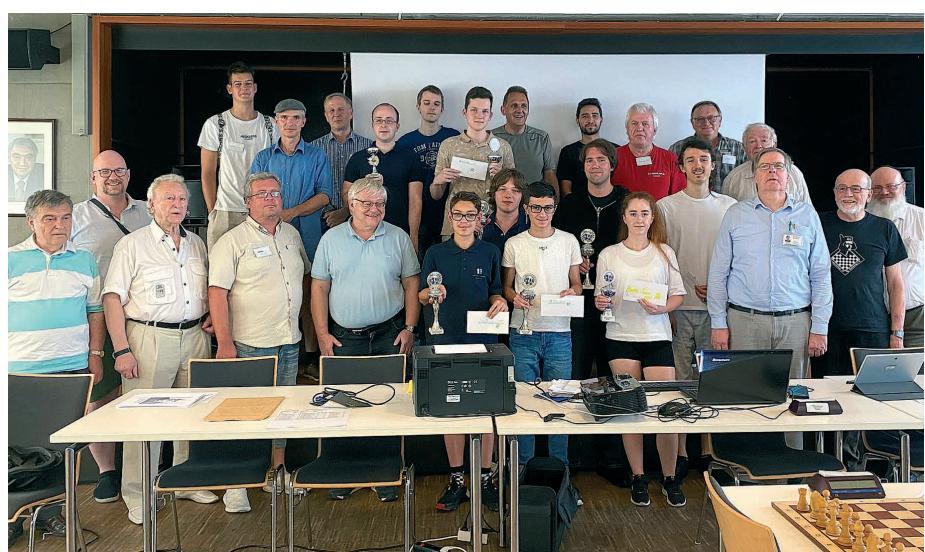
Die Vorsitzenden der IKG, Arieh Rudolph, und des Schachclubs, Professor Krauseneck, würdigten Moses Höflein in ihrer Begrüßung. Danach ging es ans gemeinsame Blitzen, wobei die Jüdische Gemeinde Regensburg und der gastgebende SC die größten Kontingente stellten. Nach sieben spannenden Runden konnte Schiedsrichter und Spielleiter Claus Kuhle-

mann, frisch gewählter Bezirksvorsitzender von Oberfranken, die Sieger feststellen: Roland Schmid aus Regensburg gewann zum zweiten Mal das Turnier. Zweiter und Dritter wurden die U18 Spieler Yaroslav Demchenko, Bamberg, und Alberto Aloyan, Hof. Den Ratingpreis bis 1900 DWZ, bzw. 1600 DWZ gewannen David-Andrei Valean von der TG Schweinfurt und Illiya Isakov von Bavaria Regensburg. Den Jugendpreis erhielt Kateryna Bliznakova, Bav. Regensburg, die einzige weibliche Teilnehmerin. Nur der Pokal für den besten Senior blieb in Bamberg, nachdem Prof. Krauseneck mit 4,5 Punkten siegte.

Dieses besondere Turnier brachte in freundschaftlicher und harmonischer Atmosphäre viele unterschiedliche Schachspieler zu einem schönen Gemeinschaftserlebnis zusammen. Im nächsten Jahr soll es im Juli eine Neuauflage erleben.

Ich wünsche Ihnen Schana Towa umetuka wechatima towa 5785 – Ein gutes neues und süßes Jahr, mögen Sie gut im Buch des Lebens eingeschrieben sein!

Martin Arieh Rudolph



Teilnehmer des Schachturniers in Bamberg.

Foto: Ana-Maria Valean

Liberale jüdische Gemeinde Mischkan ha-Tfila Bamberg

Zu Pessach platzte der Gemeinderaum aus allen Nähten. Wir mussten zusätzliche Tische und Stühle organisieren und auch entsprechend zusammenrücken, um zum festlichen Gemeinde-Seder wirklich alle Gäste unterbringen zu können. Wir lasen gemeinsam die Pessach-Hagada und ließen uns die verschiedenen Pessach-Köstlichkeiten schmecken, die unsere Mitglieder vorbereitet hatten. Beim Singen der traditionellen Lieder stockte manchem die Stimme beim Gedanken an Familienangehörige in Israel. Einige sind dort im aktiven Dienst der IDF. Daher flocht unsere Rabbinerin immer wieder nachdenkliche Texte in die Lesung der Hagada ein. Es war ein sehr würdiger Sederabend, auch wenn die Stimmung ernster war als in den Vorjahren.

Zu Schawuot waren die Gottesdienste ebenfalls sehr gut besucht. Auch zum Schawuot-Schacharit kamen viele, trotz oder vielleicht sogar wegen der langen vorhergehenden Nacht. Wir hatten erstmals eine Lern-Nacht durchgeführt, in der wir den Tora-Abschnitt genau betrachteten und diskutierten. Es war eine sehr anregende Lehrhausatmosphäre, und es wurde vielfach der Wunsch geäußert, noch öfter als bisher zu Schiurim und zum Chevruta-Lernen zusammenzukommen.

Für ihre „Verdienste um das deutsche Judentum und ihr maßgebliches Gestalten jüdischen Lebens in Bamberg und weit darüber hinaus“ wurde unserer Rabbinerin am 11. Juli vor der würdigen Kulisse

des Antiquariums der Residenz München von Ministerpräsident Markus Söder der Bayerische Verdienstorden verliehen. Im Namen der gesamten Gemeinde gratulieren wir ihr sehr herzlich zu dieser verdienten Würdigung.

Vorstandswahlen

Im Mai fanden unsere turnusmäßigen Vorstandswahlen statt. Unser langjähriger erster Vorsitzender Israel Schwierz kandidierte nicht mehr, steht uns aber weiterhin mit seiner Erfahrung und seinem großen Engagement im Vorstand als Beisitzer zur Verfügung, wofür wir ihm überaus dankbar sind. Für seinen bisherigen Einsatz wurde er auf einstimmigen Beschluss der anwesenden Mitglieder zum Ehrenmitglied unserer Gemeinde ernannt. Erster Vorsitzender ist nun Shlomo Weißenfels, zweiter Vorsitzender Timy Atay. Geschäftsführende Schatzmeisterin ist weiterhin Fiona Atay-Sandyk, die beiden Beisitzenden sind Dr. Joelle Vormann-Pfeifer und Israel Schwierz.

Schulprojekte

Unter dem Titel „Alef-bet – Das musikalische Alphabet der Erinnerungskultur“ wurde auch in diesem Sommer an mehreren Schulen in Bamberg und im Umland eine Schulprojekt-Reihe durchgeführt, organisiert und geleitet von Familie Spindler in Zusammenarbeit mit unserer Gemeinde. Die Projekttage mit unterschiedlichen Workshops zu jüdischer Geschichte und Tradition wurden wieder zusammen mit Rabbinerin Deusel und Fiona Atay-Sandyk, Terry Shvarzberg von Beth Shalom München, Tim Kurockin von Meet a Jew und Danny Donner, dem musikali-

schen Direktor der Tel Aviv School of Arts, gestaltet.

In Georgensgmünd fand im Juli in und um die dortige ehemalige Synagoge, die Mikwe und den jüdischen Friedhof ein Aktionstag für Kinder statt. Zusammen mit Tobias Krell, besser bekannt als Checker Tobi, lernten die Kinder über das Judentum, nicht nur in der Geschichte, sondern vor allem in der Gegenwart. Als Diskussionspartner standen dem Checker Tobi dabei Rabbinerin Deusel und auch Kantor Yonatan Amrani aus der IKG Nürnberg zur Verfügung.

ERLANGEN

Die Katze des Rabbiners

Im Rahmen des Internationalen Comic-Salons wurde der bekannte Zeichner Joann Sfar zu einer Ausstellung in das Museum Erlangen eingeladen. Der Künstler wurde durch sein Buch „Die Katze des Rabbiners“ bekannt. Die Zusammenarbeit der Gemeinde mit dem Stadtmuseum bot verschiedene Möglichkeiten, die Jüdische Kultusgemeinde und die Synagoge kennenzulernen. Rabbiner Guberman bot einen Vortrag über die jüdischen Festtage und Synagogengührungen an.

Schnaittach

Unser jährlicher Ausflug mit dem Freundeskreis der Jüdischen Gemeinde in die Hersbrucker Schweiz war ein voller Erfolg. Bei sonnigem Wetter fuhren wir mit dem Bus zunächst nach Schnaittach. Dort begrüßte uns Daniela Eisenstein, Direktorin des Jüdischen Museums Franken, und zeigte uns die kleine Landsynagoge



Verleihung des Bayerischen Verdienstordens an Rabbinerin Deusel.
Foto: Bayr. Staatskanzlei



Letzte Vorbereitungen für den Gemeinde-Seder.
Foto: MHT BBG



Erlangen: Ausflug nach Schnaittach.

und das Museum. Die interessante Führung über den Jüdischen Friedhof in Schnaittach übernahm Konrad Brandmüller. Anschließend ging es weiter nach Lauf zur Besichtigung des Industriemuseums. Mit Kaffee und Kuchen in einem privaten Garten in Neuhaus kam es zum Abschluss unserer Reise. Die Rückfahrt durch das romantische Pegnitztal runde diese wunderschöne Reise ab.

Solidarität mit Israel

Mit Klezmer-Klängen der Musikgruppe Schmitt's Katze und israelischem Tanz mit Tanzlehrerin Gitta Ott wurde der 10. Juli zu einem feierlichen Ereignis am Hugenottenplatz in Erlangen. Auf Initiative von Charlotte Knobloch, Präsidentin der Münchener Gemeinde, und in Zusammenarbeit mit dem Verein „DEIN – Demokratie und Information“ wurde an diesem Tag zur Solidarität mit Juden und Israel aufgerufen. Um dem Judenhass entschieden entgegenzutreten, beteiligte sich auch die Erlanger Gemeinde an der Aktion.

Zum Auftakt brachte Judith Wagner-Zinman von der Jüdischen Gemeinde ihren Unmut über die aktuelle Situation in Israel und für Juden in Deutschland zum Ausdruck. Sie sagte, sie möchte sich nicht um ihre Existenz als Jüdin in Deutschland fürchten müssen. „Der Hass, egal von welcher Seite er kommt, muss aufhören. Hass und Gewalt sollten in Liebe und Verständnis getauscht werden.“

Oberbürgermeister Florian Janik äußerte sein Mitgefühl für die Juden in Erlangen und erinnerte an die Erlanger Erklärung. Darin wurde ein friedliches Zusammenleben von Juden und Muslimen in der Stadt vereinbart. Künftig sollen weitere Veranstaltungen den interreligiösen Dialog fördern, erklärte der OB.

Gemeinderabbiner Reuven Guberman bekannte sich in seiner Rede zum den Frieden in der Stadt. Er zitierte die Mischna, die auch mit dem Segen des Friedens schließe. „Solange wir unser Herz nicht von Hass gereinigt haben, können wir kein Gefäß für göttliche Güte sein.“

Alle Passanten waren herzlich willkommen und viele tanzten die israelischen Tänze mit. Auch blaue Halstücher mit einem weißen Davidstern wurden verteilt. Denn trotz der schwierigen Umstände für das jüdische Volk bleiben die Mitglieder der JKG Erlangen optimistisch und hoffen und beten gemeinsam für den Frieden.

Judith Wagner-Zinman

FÜRTH

Israeltag

Der erste Israeltag in Fürth, zu dem die Israelitische Kultusgemeinde und die Deutsch-Israelische Gesellschaft Ende Juli eingeladen hatten, war äußerst gut be-

sucht. Rund 500 Gäste folgten der Eröffnung durch die Gastgeber Nicolai Makosch, Vorsitzender der DIG Nürnberg-Mittelfranken, und Julia Tschekalina, Vorsitzende der IKG Fürth. Sie erklärte: „Weltweit gilt für Juden, dass Israel mehr ist als ein geografischer Ort. Die kulturelle und religiöse Verbundenheit ist die Grundlage für ein ausgeprägtes Identitätsgefühl und gegenseitige Solidarität. Es gibt eine starke emotionale Bindung zum Staat Israel. Deswegen ist uns dieser Tag heute für Fürth so unglaublich wichtig.“

Klare Worte folgten von Staatsminister Dr. Florian Herrmann, Israels stellvertretender Generalkonsulin Kasa Harbor und Fürths Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung. „Wir stehen in Fürth klar auf der Seite Israels und unserer jüdischen Freunde“, sagte der OB, „wir haben ihnen in Fürth unendlich viel zu verdanken. Israel hat jedes Recht, sich nach dem Terror vom 7. Oktober zu wehren. Aber es muss auch alles getan werden, um aus dem Teufelskreis der Gewalt auszubrechen.“

Eindrucksvoll waren auch die Schilderungen von Karl Freller, Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten, und dem ehemaligen Sprecher der IDF und Schriftsteller Arye Sharuz Shalcar, um den sich nach seinem Auftritt noch eine lange Schlange für Gespräche bildete.

Ausgelassene Freude herrschte dann beim Konzert von Leonid Khenkins Band mit der Sängerin Tatiana Meranova. An allen Ständen des Schuk (Markt) auf der Terrasse gab es großes Gedränge. Das israelische Streetfood kam so gut an, dass es eine Stunde vor dem Veranstaltungsende bereits ausverkauft war. Den Höhepunkt bildeten sicher die beiden Tanzgruppen Karmiel Flowers und Mischpacha. Eine Stunde lang bekam das Publikum eine mitreißende Show einer kulturellen Reise rund um die Welt geboten und konnte anschließend sogar bei



Israeltag in Fürth: Die beiden Tanzgruppen Karmiel Flowers und Mischpacha.

einem Workshop der jungen Startänzer mitmachen.

Seinen Abschluss fand der erste Israeltag in der Geburtsstadt Henry Kissingers in einem bewegenden Konzert der großen Stimme Daniel Pruzansky und einem Gebet des Rabbiners David Zharko für alle Opfer.

Die Deutsch-Israelische Gesellschaft und die Israelitische Kultusgemeinde danken der Stadt Fürth, der Staatsregierung, allen Rednern, Künstlern und Gästen, der Sparkasse Fürth, dem AK „Suchet der Stadt Bestes“ und allen weiteren Unterstützern.

HOF

Mazal Tow

Unser 2. Vorsitzender Dr. Asher Khasani wurde im März 90 Jahre alt. Als Geburtstagsgeschenk widmete der Gemeindevorstand eine neue Tora-Rolle zu seinen Ehren. Im April hatte die Gemeinde für langjährige Mitglieder eine Fahrt nach Karlovy Vary organisiert.

Pessach

Am 22. April feierten wir das Pessachfest in unserer Gemeinde. Im voll besetzten Saal und in religiöser Atmosphäre leitete unser Rabbiner David Goldberg den Seder-Abend. Mit ihm zusammen lasen wir die Pessach-Hagada auf Hebräisch, Russisch und Deutsch. Dazu kamen die rituellen Speisen mit Bitterkraut, Salzwasser, Mazza, Ei, Sroa und vier Becher Wein. Am Schluss des Seders führten wir unseren traditionellen Wettbewerb des schnellsten Lesens von Chad Gadja durch. Den Wettbewerb gewann Benjamin Nathaniel.

Konzert

Das berühmte Klezmer-Ensemble Dobra-noch gab bei uns im Mai ein Konzert mit jüdischen Liedern. Die Künstler sangen russische, jiddische und hebräische Lieder und chassidische Nigunim. Die Gemeinde belohnte den tollen Auftritt mit kräftigem Applaus.

Kunst

Ende Mai eröffnete das Kunsthause Rehau die Ausstellung „Jüdische Maler – Von Pissarro bis Chagall“. Sie zeigte Werke vom Impressionismus über Kubismus und Pop Art bis zur Moderne. Sie wurde kuratiert von unserem 1. Vorsitzenden Dr. Jakob Gonczarowski. Der Kunstverein Rehau zeigte die Ausstellung bis Mitte Juli.

Jugend

Ende März haben einige Jugendliche aus unserem Jugend-Zentrum Simcha an der Jewrovision in Hannover teilgenommen. Unsere Gemeinde hat dann auch für die Jugendlichen des Landesverbandes, welche



Eine neue Tora-Rolle für die Gemeinde Hof.

an der Jewrovision teilgenommen hatten, ein Schabat organisiert, in Zusammenarbeit mit dem Landesverband. So ergab sich die Möglichkeit, dass diese Kinder und Jugendlichen sich wieder treffen und gemeinsam bei uns einen Schabbat feiern konnten. 46 Teilnehmer aus ganzen Bayern wurden in unserer Gemeinde empfangen.

So wurde der erfolgreiche Auftritt in Hannover bei der Jewrovision bei unserem Fest fortgesetzt. Wir feierten auch den Familientag in unserer Gemeinde. Unsere Madrichim Dara, Benjamin Nathaniel, Maria, David und Lea-Ruth haben das vielfältige Programm vorbereitet. Dazu gehörte der Kabalat-Schabbat mit Festessen, traditionellen Schabbat-Liedern und Birkat Hamason. Auch eine Führung durch die Gemeinde mit Rabbi Goldberg gehörte zum Programm. Am Sonntag kam noch die Tanzgruppe Mischpacha aus Nürnberg unter der Leitung von Anna Alesikova dazu. Außerdem waren am Familientag noch das Jugendzentrum Simcha und der Chor Schalom beteiligt. Am Ende präsentierten die Kinder den Beitrag zur Jewrovision. Danach genossen wir unsere Grill-Party mit Musikbegleitung von Michael Landsmann. Im Juni besuchte uns eine Gruppe ukrainischer Frauen im Rahmen des Projektes „Willkommen in Hof“. Rabbiner David Goldberg führte durch die Synagoge.

Kundgebung

Und im Juli war unsere Gemeinde eingeladen, am „Marsch des Lebens“ gegen Antisemitismus und in Freundschaft an der Seite Israels in Schwarzenbach am Wald teilzunehmen. Antje Hager veranstaltete die Kundgebung zusammen mit Landrat Dr. Oliver Bär und dem Dekan Markus Hansen. Auch unser Chor Schalom hatte teilgenommen. Rabbiner Goldberg las das Totengebet und ein Gebet für die Freilassung der Geiseln. Zum Schluss sangen wir alle die Hatikwa und Am Israel Chai.

REGENSBURG

Schachmeisterschaft

Sechzehn Schnellschachfreunde trafen sich beim ersten von insgesamt vier Turnieren der Regensburger Schnellschachmeisterschaft am 13. März in den Räumen der Jüdischen Gemeinde. Souveräner Turniersieger wurde Roland Schmid, der alle fünf Partien gewinnen konnte. Auf Platz 2 landete der Gesamtsieger des Jahres 2023, Jens-Uwe Pohl-Kümmel, der sich nur seinem siegreichen Vereinskameraden geschlagen geben musste. Den dritten Platz belegte Martin Brüll, dicht gefolgt von Illia Isakov, der die Jugendwertung U18 gewann. Nikolaj Osokin vervollständigte als bester Senior das Siegerpodest.

Ausstellung

Im April präsentierten die Wissenschaftlerinnen Professor Eva Haverkamp-Rott, Dr. Astrid Rieder-Pohlers und Susanne Weigand die Ergebnisse ihres Projektes über das jüdische kulturelle Erbe in unserer Gemeinde. Das Projekt beschäftigte sich mit der Frage „Was bedeutet es jüdisch zu sein?“ Dazu schrieben Mitglieder von jüdischen Gemeinden über ihre Jüdischkeit. Das Ergebnis zeigten die Wissenschaftlerinnen auf acht Schautafeln. Die Veranstaltung wurde von Irina Gaydar, Vorstandsmitglied der Gemeinde, eröffnet, und die beiden Pianistinnen Ina Schur und Eva Herrmann begleiteten die Veranstaltung.

Professor Haverkamp erläuterte das Projektthema: „Es ist hier sehr wichtig, dass die befragten Gemeindemitglieder ihre eigene Stimme finden, ihre Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen. Museen sollten die Chance erkennen, jüdisches Kulturerbe präsentieren zu können. Gerade weil in den Gemeinden Generationenwechsel stattfinden, zeigt dies, dass das Judentum lebendig bleibt.“ Ilse Danziger, Vorsitzende der Gemeinde,

erklärte zur Ausstellung: „Sie ist sehr wichtig, weil viele Juden sich Gedanken machen, was es heißt, jüdisch zu sein!“

Dachau

Mit 52 Teilnehmern fuhr der Bus der Jüdischen Gemeinde Anfang Mai wieder nach Dachau. Die traditionelle Fahrt organisierte Vorstandsmitglied Volodimir Barskyy. Anlass war die Gedenkfeier des Landesverbandes zum Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau. Die Befreiung liegt mittlerweile 79 Jahre zurück. Deshalb mutet es wie ein Wunder an, dass auch heute noch Überlebende daran teilnehmen können, z.B. Abba Naor und Ernst Grube, beide den Regensburgern wohl bekannt. Bei der Feierstunde hielten Josef Schuster und Charlotte Knobloch sehr persönlich gehaltene Ansprachen. In ihrem Grußwort stellte die Generalkonsulin Israels, Talya Lador-Fresher, die tiefe Betroffenheit der Israelis mit dem Massaker vom 7. Oktober in den Mittelpunkt. Beeindruckend war auch der Beitrag der Jüdischen Jugend Nürnberg, der die Holocaust-Überlebende und Lyrikerin Else Dormitzer vorstellte. Die Jugendlichen trugen ein sehr bewegendes Gedicht aus den „Theresienstädter Bildern“ von 1945 vor. Abschließend betete Rabbiner Avrasin von der Gemeinde Würzburg das El Male Rachamim und das Kaddisch. Alle Teilnehmer zündeten Jahrzeitkerzen für die sechs Millionen Shoa-Opfer an. Nach der Feierstunde besichtigten die Teilnehmer den Krematoriumsbereich und die permanente Ausstellung.

Später machten wir noch einen Abstecher nach München zur Alten Pinakothek, eine der bedeutendsten Gemäldegalerien Europas. Durch die Einführung von Michael Russakovski von unserer Gemeinde konnten die Teilnehmer sich selbst den Werken der europäischen Meister widmen. Wenn man sich vor eines der Bilder setzte, um es genauer zu betrachten, kam man auch in Gespräche mit anderen Besuchern und konnte so neue Aspekte

kennenlernen. Beachtenswert ist, dass die Alte Pinakothek sonntags sehr günstigen Eintritt anbietet, so dass man in Ruhe mit den alten Meistern Rembrandt, Dürer, Rubens, Cranach, Raffael oder Tizian Zwiesprache halten kann.

Reinhard Rößler

Schawuot

Im Schawuot-Gebet berührten uns die Worte des Hallel, sprechen wir es doch aus der Tiefe unseres Herzens. Nach Auseinandersetzung von zwei Torarollen wurde vor der Lesung das Akdamut angestimmt – ein Moment des Innehalts und der Dankbarkeit über all jene Worte, die uns Haschem in der Tora übergeben hat. In seiner Ansprache verwies der Rabbiner auf diesen Ez Hachajim in unserem Leben – kein anderes Volk hat tausende Jahre mit Glauben und Tradition überlebt wie das Judentum. Er erzählte uns von der Geschichte, als Haschem die Völker aufsuchte und jedes Volk das Geschenk der Tora ausschlug – einzig das jüdische Volk war bedingungslos und ohne jegliches Nachsinnen bereit sie anzunehmen.

Der Käsekuchen nach unserem reichhaltigen Kiddusch erinnerte uns an die Verpflichtung von Kaschrut. Traditionell wurde er mit einem Pappteller und eigenem Besteck gereicht, da unsere Küche fleischig ist. Rabbiner Bloch stiftete einen vollmundigen Wein, mit dem wir uns gegenseitig Lechaim wünschten. Zu Hause lasen wir später das Buch Ruth. Rabbiner Bloch gab uns hierzu in seiner Ansprache wichtige Gedanken mit auf den Weg. Er ermahnte uns, einen ehrfürchtigen Umgang mit all jenen zu pflegen, in deren Mitte wir wohnen. Mögen uns die Worte der Tora stets aufrichten und Haschem all jene heimführen, die verschleppt sind.

Cäcilie Ruderer

Jüdische Chansons

Karolina Trybala aus Leipzig, Sängerin mit galizischen Wurzeln, gab Mitte Juni mit ihrem Trio ein Konzert in unserer Ge-

meinde. Begleitet wurde sie von Mateusz Tadeusz Dudek aus Krakau am Akkordeon und von dem Geiger Alexander Bersutsky aus Odessa. Karolina Trybala widmet sich seit vielen Jahren der jüdischen Musik aus Galizien. Aus ihrem Liederbuch präsentierte sie Klezmer-Klassiker, alte Tangos und Songs aus den jüdischen Theatern in Lemberg, Krakau und New York. Beim Liederabend in Regensburg unterhielten uns die Künstler unter anderem mit einem galizischen Lied und mit dem Tango „Donna Clara“. Zum Abschluss betete Karolina Trybala für Frieden, mit dem wundervollen und spirituellen Lied „Schalom aleichem“. Das Publikum bedankte sich begeistert. Das Konzert wurde vom Zentralrat gefördert.

Die drei Kantoren

Anfang Juli kamen „Die drei Kantoren“ zu einem besonderen Konzert in unsere Gemeinde. Sie boten ein breites Spektrum an klassischen Liedern und Gesängen aus der Synagoge. Zuerst begrüßte Ilse Danziger, die Vorsitzende der Gemeinde, die Gäste und sie stellte die Sänger Tal Koch, Tenor, Hemi Levison, Bariton, Assaf Levitin, Bass, und den Pianisten Naaman Wagner vor. Alle sind in Israel geboren und aufgewachsen. Jetzt wohnen sie in Deutschland. Assaf Levitin führte durch den Liedernachmittag. Er stellte auch Bezüge zum „7. Oktober“ her. Ein besonders schönes Lied erzählte ein Märchen von einem Knaben, der am Kineret sitzt und direkt von Eliahu die Tora gelehrt bekommt. Das Lied „Erev schel Schoschanim“ beschrieb den Abend von Rosen. Den Psalm 130 „Aus der Tiefe rufe ich zu dir“ sang auch der Pianist als vierter Kantor mit. Mit langem Applaus bedankte sich das Publikum für dieses großartige Konzert.

Roland Hornung

STRAUBING

Dachau

Anlässlich des jährlichen Gedenktages in Dachau boten wir am 5. Mai eine Fahrt zur Gedenkstätte KZ Dachau an. Die Gedenkfeier des Landesverbandes mit Reden von Josef Schuster und Charlotte Knobloch bewegte viele Teilnehmer auch aus Straubing. Danach besuchten wir noch den Botanischen Garten in München-Nymphenburg.

ZWST

Anfang Mai war der Psychologe Andrey Smotritskiy von der ZWST in unserer Gemeinde zu Gast. Unsere Mitglieder diskutierten mit ihm die Themen „Neurosen des modernen Menschen: Wie wird man den Wunsch los, alles unter Kontrolle zu



Gedenkfeier im Konzentrationslager Dachau.

haben?“ und „Wie akzeptiert man die eigenen Unzulänglichkeiten und die der anderen? Wie hört man auf, es allen recht machen zu wollen?“. Für die vielen Interessierten boten wir Tee, Kaffee und Kuchen an.

Konzert

Mit Unterstützung des Zentralrats fand ein Konzert von Shai Terry & Adi Bar Soria statt. Das Thema war: „Die schönsten und beliebtesten Lieder Israels“ Das Programm war eine musikalische Reise durch 76 Jahre israelischer Geschichte mit vielen musikalischen Höhepunkten. Shai Terry und Adi Bar Soria sangen gemeinsam mit dem Publikum die bekanntesten und schönsten israelischen Lieder.

Gemeindeausflug nach Konstanz

Schon früh um 7 Uhr Anfang August machten sich acht Kinder und 27 Erwachsene auf den Weg nach Konstanz, um dort die Jüdische Gemeinde und die Bodensee-Region kennenzulernen. Die Reise war unbeschreiblich schön. Bei herrlichem Wetter wurden wir von der Konstanzer Gemeinde empfangen und bewirtet. Die Führung durch die Gemeinde wurde vom dortigen Vorsitzenden humorvoll vorgetragen. Mit dem Versprechen eines Gegenbesuches verabschiedeten sich alle herzlich voneinander.

Anschließend fuhren wir zum Rheinfall nach Schaffhausen, besuchten die sehr schöne Stadt Stein am Rhein und die Insel Mainau. Alle großen und kleinen Mitglieder waren begeistert. Auf der Heimfahrt wurden sowohl das Organ Team Swetlana, Gabi und Miriam, als auch die Vorsitzende Hanna Zisler von allen aufgefordert zu versprechen, für nächstes Jahr wieder eine Reise zu planen.



Synagoge in Konstanz.

WEIDEN

Die Nachfrage nach Synagogenführungen ist immer noch groß, insbesondere von den Weidener Schulen. Geleitet werden die Führungen von unserem Gemeindemitglied Werner Friedmann. Er ist auch Vorsitzender der Christlich-Jüdischen Gesellschaft.

Außerdem veranstalten wir seit vielen Jahren Benefizkonzerte in der historischen Synagoge von Floß, auch mit Musikern aus Tschechien. Wir sind seit Jahren Partner für das Projekt „Musik in Synagogen in der Region Pilsen“.

Gemeinsam mit dem Stadtmuseum Weiden organisieren wir Angebote zur Weidener Stadtgeschichte für Gemeindemitglieder und ukrainische Flüchtlinge. Kompetenter Projektpartner ist dabei Sebastian Schott vom Stadtmuseum.

Ende März besuchten wir mit 27 Gemeindemitgliedern und ukrainischen Flüchtlingen die Jüdische Gemeinde in Straubing. Dort wurden wir von der Sozialarbeiterin empfangen, die für uns einen Stadtrundgang mit professioneller Stadtführerin organisiert hatte. Anschließend bereiteten die Köche der Gemeinde Straubing speziell für unsere Gruppe ein sehr leckeres Mittagessen. Die Sozialarbeiterin zeigte uns die einzigartige Synagoge, deren Gebäude trotz der Plünderungen und Zerstörungen in den schrecklichen Jahren des Nationalsozialismus erhalten blieb. Alle wertvollen Gegenstände aus der Synagoge, darunter fünf Torarollen, wurden nach dem Krieg von einem früheren Polizisten der Gemeinde zurückgegeben. Die Teilnehmer waren von der Reise sehr begeistert.

Mit Unterstützung des Zentralrats der Juden veranstalteten wir auch Konzerte für Gemeindemitglieder und Weidener

Bürger, so auch ein Konzert des Kantors der Liberalen Gemeinde Hannover. Im Juni waren die israelische Sängerin Shai Terry und der israelische Pianist und Dirigent Adi Bar Soria in der Jüdischen Gemeinde Weiden zu Gast. Das Duo hatte zu einer gemeinsamen musikalischen Reise durch die Geschichte Israels eingeladen. Die bekanntesten und schönsten israelischen Lieder wurden dabei auch gemeinsam mit dem Publikum gesungen.

Marina Jurowetzkaja

WÜRZBURG

Mazza & Pizza

Nach Purim begannen wir sofort mit den Vorbereitungen für Pessach. Ende März versammelten sich Familien mit Kindern in unserem Gemeindezentrum zum Mazza- & Pizza-Essen. Gemeinsam stellten wir aus ungesäuertem Teig traditionelle handgemachte Mazzen her und jeder konnte nach eigenem Geschmack seine eigene kleine Pizza zusammenstellen und backen. Nach den Rückmeldungen der Teilnehmer dieses Treffens fördern solche Veranstaltungen nicht nur das Gemeinschaftsgefühl, sondern helfen auch dabei, die Bedeutung und die Traditionen von Pesach zu erleben und zu teilen.

Jom Hazikaron

Am Gedenktag der Gefallenen hielt unser Gemeinderabbiner Shlomo Zelig Avrasin eine Vorlesung zum Thema „Israelische Kriege“, wonach das Gebet zum Gedenken der Gefallenen stattfand. Der 14. Mai, Jom Haazmaut, begann mit dem Morgengebet und dem Lesen des Hallel. Während der Veranstaltungen fanden Gespräche mit dem Rabbiner über die Bedeutung Israels für die Juden in der ganzen Welt statt.



Ausflug nach Konstanz.

Für Kinder und Jugendliche wurden Sportwettbewerbe und Spiele organisiert. Ein israelisches Quiz mit Gewinnen wurde auch durchgeführt. Abgeschlossen wurden die Feierlichkeiten mit einem israelischen Grillfest, das alle Teilnehmer in einer warmen freundschaftlichen Atmosphäre um sich versammelte.

Lag Baomer

Am 26. Mai fuhren viele Familien aus unserer Gemeinde mit dem Bus nach Veitshöchheim, um dort zusammen den Tag Lag Baomer zu verbringen. Dieser Tag, der am 33. Tag des Omer-Zählens beginnen wird, hat eine große Bedeutung in der jüdischen Tradition. Er symbolisiert Freude und geistige Wiedergeburt und erinnert an das Ende einer Seuche, an der viele Schüler des Rabbi Akiva starben. In Veitshöchheim besuchten wir die Synagoge, wo das Mincha-Gebet stattfand. Dann wurde ein Lagerfeuer gemacht und gegrillt. Das Essen schmeckte allen sehr gut. Für Kinder und Erwachsene wurde ein Bogenschießen und andere Spiele organisiert, es gab Musik und es herrschte eine freudige und heitere Atmosphäre. Zurück in Würzburg bedankten sich alle bei den Organisatoren für den wunderbaren Tag.

Margarita Gogolewa

Purim

In diesem Jahr beschlossen wir, unsere Liebe zum Purim-Fest durch einen Wettbewerb der Plakate zu bezeugen. Jede Teilnehmerin der Kreativ-Werkstatt „Jung und Alt“ entschied für sich, wie ihr Plakat aussehen sollte – ohne Einschränkung in Stil, Technik und Material. Es ist zu betonen, mit welchem Vergnügen, welcher Überzeugung und Zielstrebigkeit alle Teilnehmerinnen gearbeitet haben! Dieser Arbeit widmeten wir einige Sitzungen, und nun waren die Plakate fertig und im David-Schuster-Saal ausgestellt. Aber wer wird über die Gewinnerin entscheiden? Es wurde eine demokratische Methode gewählt, die die „Stimme des Volkes“



zeigt. Acht Plakate wurden nummeriert, ohne Namen zu nennen. Am 24. März konnten alle Teilnehmer und Gäste des Gemeindefestes die Plakate betrachten. Kurz vor dem Programmschluss, die Gäste saßen noch auf ihren Plätzen, ließen wir die Liste mit den Nummern durch die Reihen gehen. Die Zuschauer im Saal konnten nun in der Liste ihre Auswahl markieren. Dann konnte die Liste ausgewertet werden und, ziemlich überraschend, gewann das Plakat von Sajana Medvedovska. Gratulation an die Gewinnerin!

Larissa Dubovska

Sommerfest

Die diesjährige sommerliche Begegnung der Jüdischen Kultusgemeinde und der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit fand am 14. Juli statt. Bei angenehmem Wetter und liebevoll aus der Gemeindeküche mit Getränken, Kuchen, Obst und Salzgebäck versorgt, waren etwa hundert Mitglieder in das Würzburger Gemeindezentrum Shalom

Europa gekommen. Dessen halbschattigen Innenhof hatten Hausmeister Alexander Yarinovsky und sein Team sorgfältig vorbereitet, und noch bevor das Sommersfest eigentlich begonnen hatte, lag bereits eine angenehme Stimmung in der Luft. Offiziell begrüßt wurden die Gäste von Josef Schuster, dem Vorsitzenden der Gemeinde, und von Annette Taigel, Geschäftsleiterin der Gesellschaft. Sie äußerten sich besorgt angesichts des bedrohlich laut gewordenen Antisemitismus und einer aggressiven Israelfeindlichkeit inmitten eines krisen- und kriegsgeschüttelten Europas und betonten die Notwendigkeit, zusammenzukommen, sich kennenzulernen und im Gespräch zu bleiben. Und diese Gelegenheit wurde anschließend gerne und ausgiebig genutzt – sowohl von den langjährigen als auch von neu hinzugekommenen Mitgliedern. Auch dem neu gewählten Vorstand der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit bot das Sommerfest die willkommene Gelegenheit, sich vorzustellen und die Gemeinde kennen zu lernen.

Seitens der Gemeinde wurden zwei wunderbare Programmpunkte geboten. Um 14:30 Uhr lud Marina Zisman die Gäste zu gemeinsamen israelischen Tänzen ein, die absichtsvoll daran erinnerten, dass sich Israel seit dem 7. Oktober im Ausnahmezustand befindet. Und um 15 Uhr präsentierten Kinder und Jugendliche der Gemeinde unter der Leitung von Vladlena Vakhovska ihre musikalischen und tänzerischen Leistungen. Das Publikum machte gerne mit, hörte aufmerksam zu und war begeistert.

Viele Gemeinde- und Gesellschaftsmitglieder krönten den Tag mit dem Besuch des informativen und unterhaltsamen Konzerts des Oskar Strock & Eddie Rosner Orchestra, das von der Jüdischen Gemeinde mit freundlicher Unterstützung durch den Zentralrat im David-Schuster-Saal für eine breite Öffentlichkeit veranstaltet wurde.

Annette Taigel



Lag Baomer: Grillen am Lagerfeuer.



Gemeinsame israelische Tänze.

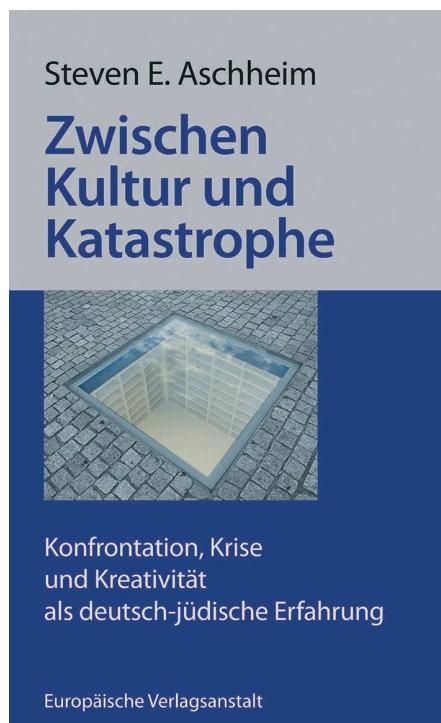
Foto: Dieter Fauth

Zwischen Kultur und Katastrophe

Nachdem die Europäische Verlagsanstalt im vergangenen Jahr Steven Aschheims Studie „Scholem Arendt Klempner“ über die wohl zurzeit bekanntesten deutsch-jüdischen Denker herausgebracht hat (siehe JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, 7.12.2023, Seite 38), ist im selben Verlag mit „Zwischen Kultur und Katastrophe“ erfreulicherweise bereits das nächste Buch von diesem bedeutsamen Kulturhistoriker erschienen. Der Verlag hat wohl erkannt, wie wertvoll Aschheims Ausführungen zur deutsch-jüdischer Erfahrung, die verschiedenen Aspekte ihrer Geschichte aufgreifen, auch für die Gegenwart sind. Bisher gab es nur eines von Aschheims zahlreichen Büchern auf Deutsch, sein 1996 erschienenes „Nietzsche und die Deutschen“.

Das neue Buch „Zwischen Kultur und Katastrophe“ ist eine Sammlung von Aufsätzen, die von den 1980er Jahren bis zu Beginn der 2010er Jahre auf Englisch oder auf Deutsch zum ersten Mal veröffentlicht worden sind. Dass diese Aufsätze keineswegs nur von kulturhistorischem Interesse sind, sondern eine bleibende Bedeutung für ein fundiertes Verständnis der Lebenssituation von Juden in der heutigen Welt besitzen, wird jeder Leser bei der Lektüre feststellen. Durch den 7. Oktober 2023 haben Aschheims Aufsätze eine neue Bedeutung gewonnen, auf die er in der Einleitung explizit eingeht. Wer mit wissenschaftlichen Forschungsthemen und ihrer Darstellung nicht so gut vertraut ist, sollte zunächst das Nachwort dieses Buches lesen. In ihm erklärt Aschheim, dass seine wissenschaftlichen Interessen aus seiner Biografie und seiner existenziellen Situation entscheidende Impulse erhalten haben.

Als Sohn deutsch-jüdischer Eltern 1942 in Südafrika geboren, wohin die Eltern vor den Nazis flüchteten, hat Aschheim sehr früh die „Fragilität des jüdischen Da-seins“ gespürt. In seinen Aufsätzen ist die Wirkung, die dieses Bewusstsein auf sein Denken und Fühlen gehabt hat, in unterschiedlichen Graden präsent. Sie hat Aschheim jedoch nicht zu einer emotionalen oder moralischen Diktion geführt, sondern zu einer thematisch sachlichen, neutral gehaltenen Darstellung. Diese Einstellung zu seinen emotional aufwühlenden Themen ist bewundernswert. Aschheim, der seit den frühen 1980er Jahren in Israel lebt, ist es bewusst, dass Israel „nie eine neutrale geographische Standortwahl“ gewesen ist. Dennoch be-



handelt er Themen, die jeden Juden sein Leben lang beschäftigen und die durch den 7. Oktober eine neue Dimension des Schreckes erhalten haben, in verantwortungsbewusster und neutraler Weise.

Das betrifft vor allem das Thema des Mitgefühls, der Empathie, zu dem Aschheim 2011 auf Deutsch einen Artikel veröffentlicht hat, der jetzt das Buch „Zwischen Kultur und Katastrophe“ abschließt. Dem Kapitel „Über die politische Ökonomie des Mitgefühls“ kommt nach Aschheims Worten in der Wiederveröffentlichung eine „noch größere Bedeutung“ zu. Der Abdruck dieses Artikels ist so wertvoll, weil es in ihm nicht um die Erforderung von Mitgefühl für jüdisches Leben nach dem Holocaust geht, sondern um die Problematik der „politischen Strukturierbarkeit von Empathie“, die er aus einer neutralen Perspektive zu vermitteln vermag. Aschheim gelangt in seinen Ausführungen zwar zu keiner Lösung dieser Problematik, er schlägt aber „einige Richtungen“ vor, in denen Möglichkeiten zur Etablierung eines öffentlichen Mitgefühls erkennbar werden.

Denn eine politische Ökonomie des Mitgefühls ist notwendig, damit dieses nicht im Affektiven steckenbleibt bzw. in Aggression umschlägt. Dass eine politische Ökonomie des Mitgefühls in unserer heutigen Zeit möglich ist und auch in der gegenwärtigen Situation sinnvoll bleibt, begründet Aschheim damit, dass „wir im

Zeitalter der Globalisierung die Geburt einer noch nie dagewesenen empathischen Zivilisation beobachten“. Die Ethik, die sich in der Vergangenheit „in aller Regel am Ethnos orientiert“ hat, vermag sich heute auf globale, auf universale Zusammenhänge auszudehnen. Die Schwierigkeiten, die es bei der Entwicklung einer solchen globalen Zivilisation zu bewältigen gilt, behandelt Aschheim z.B. in seinem 1996 zuerst erschienenen Aufsatz „Der Jude im Inneren. Zum Mythos der Verjudung in Deutschland“.

Der „Topos der ‚Verjudung‘“ ist eine „dringliche politische und existentielle Angelegenheit“, weil er sich in der Vergangenheit als leicht verfügbares Denunziationsmittel herausgestellt hat, mit dem die Idee einer globalisierten Menschheit bzw. eines universalen Humanismus, in den auch das jüdische Volk eingeschlossen wird, torpediert werden kann. Eindrucksvoll stellt Aschheim diesen „Mythos sozialer und ideologischer Infektion“ dar, der auch heute noch im politischen Diskurs, zum Beispiel durch den Begriff „Judenpresse“, eingesetzt wird. Ein weiteres wichtiges Thema des Buches sind die deutsch-jüdischen Intellektuellen, die im 20. Jahrhundert eine besondere Stellung in der deutschen Kultur eingenommen haben.

Im Kapitel „Jenseits von Bildung und Liberalismus. Die radikale jüdische Erneuerungsbewegung in der Weimarer Republik“ stellt Aschheim die Ideen von Denkern wie Ernst Bloch, Franz Rosenzweig, Gershom Scholem und Walter Benjamin vor, die in Abgrenzung von dem bürgerlichen Ideal der Bildung und der Fortschrittsphilosophie komplexe, kritische Perspektiven auf das Judentum und auf die Entwicklung der Menschheit entworfen haben. Dass ihre Ideen letztlich erfolgreich waren, zeigt Aschheim in dem Kapitel „Grenzüberschreitende Kultiguren. Das Vermächtnis des deutsch-jüdischen Geistes zu Beginn des 21. Jahrhunderts“. Beide Kapitel verdeutlichen zudem, dass die Wirkungsmacht des jüdischen Geistes nicht in der Vertretung „offizieller Gemeinde-Standpunkte“ lag, sondern in einem eigenverantwortlichen Denken.

Daniel Hoffmann

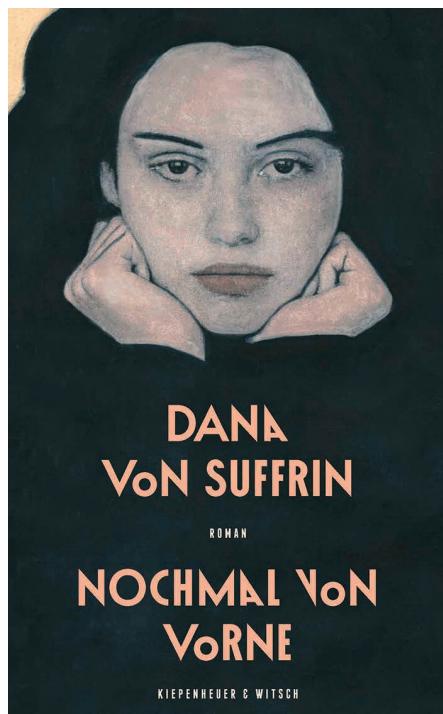
Steven E. Aschheim: Zwischen Kultur und Katastrophe. Konfrontation, Krise und Kreativität als deutsch-jüdische Erfahrung, 266 Seiten, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2024, www.europaeischeverlagsanstalt.de.

Nochmal von vorne

Nach dem preisgekrönten Debütroman von Dana von Suffrin, „Otto“, wieder ein Roman der Autorin über eine Familienkonstellation, die es in sich hat: Der aus Israel nach Deutschland ausgewanderte Vater Mordechai Jeruscher, der dort in Chemie promovieren will, aber als Chemielaborant endet und darauf voller stiller Wut und schließlich mit Resignation reagiert; die nicht-jüdische Mutter Veronika aus gutem Hause, die sich dieser Situation nicht anpassen will und kann und Zynismus und Spott verspritzt; zwei ungleiche Schwestern, die ältere Nadja, schön und sich früh allem, was in der Familie geschieht, entziehend; die jüngere Rosa, die so sein möchte wie Nadja, deren Harmoniestreben ihr aber das versteilt.

Sie bleibt nach einem Anruf, der sie über den Tod des krebskranken Vaters informiert, zurück mit der Aufgabe, die Wohnung des Vaters aufzulösen und für seine Beisetzung Sorge zu tragen. Hilfe hat sie keine. Ihr langjähriger Freund David hat sie verlassen, die Mutter starb in Thailand während des Tsunamis, wenngleich ihre Leiche nie gefunden wurde, wo sie sich nach ihrer Scheidung selbst finden wollte. Nadjas Telefonnummer ist erst einmal nicht auffindbar, der letzte Kontakt liegt drei Jahre zurück. Dann übergeben die Studenten im Haus des Vaters der Ich-Erzählerin Rosa eine Postsendung von Nadja, die bei ihnen schon einige Zeit lagerte. An der lässt sich erkennen, wie nah sie wohnt.

Erst dann zeichnet sich eine wiederhergestellte Ordnung ab, für die bis dahin nichts gesprochen hatte. Der Vater war schon von seiner Mutter durch zwang-



hafte Essensanweisungen und Missachtung seiner Persönlichkeit geprägt worden. Sein Bruder Arie, Liebling der Mutter, aber unsterblich nicht nur im Beruf, sondern auch in seinen Beziehungen zu Frauen, verunglückt tödlich auf einer unklaren Geschäftsreise in Deutschland. Die Brüder hatten die früh verwitwete und längst demente Mutter in einem Heim in Israel untergebracht.

Die Verworrenheit und Ungleichheit der Vaterfamilie spiegelt sich auch in der nächsten Generation. Und die Rebellion gegen das Schweigen der deutschen Mutter-Familie lassen die Mutter zur Sprecherin der Aufarbeitung werden, die auch in der Familie niemand hören will, die ihre

Kinder zum Anschauen von Dokumentationen über NS-Verbrechen in einem sehr frühen Alter zwingt. Vielleicht wird es den Schwestern gelingen, tatsächlich noch einmal von vorne zu beginnen.

Der Erzählton ist, wie im Vorgängerroman, locker, aber auch anstrengend: lange Bandwurmsätze, manche mit starken Bildern, andere etwas grobkörnig, wie dieser: „Ich weiß nicht, wer uns alle durch die Geschichte schmettert und uns an den blödesten Orten ankommen lässt.“ Anders diese Passage: „Ich brachte meinen Vater damals nach Hause, in die Wohnung, in der ich jetzt bin, und in diesen Zimmern ist alles voll mit Erinnerungen, die hereingeflutet sind, als ich die Fenster geöffnet habe, um den Alte-Leute-Geruch meines Vaters zu vertreiben. Erinnerungen, die so klein und wertlos sind wie jene an meine zornige Mutter, an Nadjas Flittchen-Bikini und Onkel Aries beruhigende Stimme. Vielleicht war mein Vater der traurigste von uns allen, vielleicht ist seine Geschichte sogar die traurigste Geschichte der Welt, nämlich die Geschichte eines Menschen, dessen Pupillen am Ende im Wartezimmer wie kleine aufgescheuchte Vögel umherflattern und der immer schneller verschwand.“

Wer Freude am ersten Buch hatte, liest auch die zweite Variante, gern. Wer das erste Buch nicht kennt, kann die Lakonie und Ironie der Ich-Erzählung neu entdecken und sie genießen.

Angela Genger

Dana von Suffrin: *Nochmal von vorne*, 240 S., Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2024, www.kiwi-verlag.de.

Wer durch Feuer

„Who by Fire“ ist eines der eindrücklichsten Lieder des kanadischen Sängers Leonard Cohen. Der Text des Liedes bezieht sich „auf Unetaneh Tokef, das mittelalterliche Gebet, das am Versöhnungstag gesprochen wird. Es ist das Gebet, das in Synagogen in ganz Israel gesungen wurde, kurz bevor die Sirene am 6. Oktober 1973 Tausende von Menschen in den Tod schickte, durch Feuer oder Wasser,“ berichtet der Journalist Matti Friedman in seinem gleichnamigen Buch „Wer durch Feuer“.

Show und Konzerte an oder gleich hinter der Front waren üblich im Jom-Kippur-Krieg. Unterhaltungskünstler reisten, so Friedman, während jedem der Kriege nach dem 48er Krieg dem Militär hinterher, um an den Außenposten den Soldaten einige Stunden Ablenkung zu bieten.

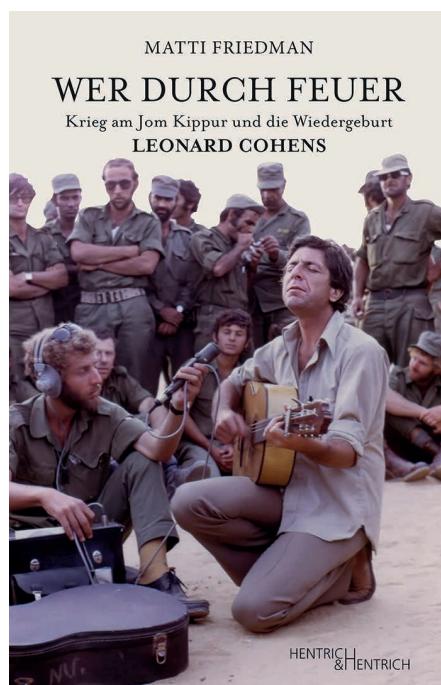
Ihnen war jedoch nicht immer nach Unterhaltung zumute. Unvermittelt tauchte Leonard Cohen im Oktober 1973 an einigen der Kriegsschauplätze auf. Über die sehr persönlichen Texte und die ruhigen Melodien Cohens fanden die Soldaten unerwartet die Möglichkeit zu kurzer seelischer Stille und Regeneration. Cohens plötzlicher Entschluss, an vorderster Front seine Lieder in englischer Sprache israelischen Soldaten vorzusingen, die ständig in Todesgefahr schwieben, entsprang wohl, so vermutet Friedman, den Erfahrungen, die Cohen beim Singen in Nervenheilanstalten gemacht hatte. Kranke und Soldaten hatten wie er, wenn auch aus anderen Gründen, Grenzerfahrungen hinter sich.

Aufgewachsen in Montreal, sollte Cohen Gemeindevorsteher werden, wie schon

viele seiner Vorfahren. Sein Urgroßvater war 1860 von Litauen nach Kanada ausgewandert und Präsident der größten jüdischen Gemeinde Montreals geworden. Cohen wuchs also in einem intensiv gelebten religiösen Milieu heran. Mit dreizehn Jahren war er kurze Zeit in der Synagoge „Die Pforte“ unter dem Namen Eliezer haCohen als Toraleser tätig. Als junger Mann wehrte er sich jedoch gegen die Pläne der Familie und tingelte mit seiner Gitarre durch die Welt. Mit Hilfe von Drogen machte er psychedelische Erfahrungen und führte ein lockeres, ausschweifendes Leben. Mit seinen eindringlichen Liedern erhielt er bald internationale Berühmtheit und füllte riesige Stadien. 1973, während einer starken seelischen Krise, hielt er sich mit seiner Freundin und seinem einjährigen Sohn

auf der griechischen Insel Hydra auf. Er wollte sich vollkommen aus dem Musikgeschäft zurückziehen. Doch das Projekt verstärkte die Krise.

Bei Ausbruch des Krieges verließ er Hals über Kopf Frau und Kind und reiste nach Israel. Er tauchte in das Leben der Soldaten ein, obwohl er selbst kein Soldat war, sondern jemand, der mit seinen ganz individuellen Mitteln, Melodien und Texten, Solidarität mit den kämpfenden lebte. Dabei bewegte er sich so unauffällig und geräuschlos zwischen den einzelnen Fronten, dass die Soldaten oft ihren Augen nicht trauten, wer da sang. Über die weltbekannten Hits wie „So Long, Marianne“ oder „Suzanne“ oder „Bird on the Wire“ wurde jedoch manchen der Zuhörer deutlich, wer da auf dem Wüstenboden saß und sang. Er verzichtete auf den für die umherreisenden Künstlertruppen vorgesehenen sicheren Abstand zur Front und fuhr mit zwei, drei anderen Musikern direkt an die Kriegseinsatzplätze. Er schlief auf dem Boden und aß Kampfrationen wie jeder andere auch. Die einschneidenden Erfahrungen dieser Kriegstage scheinen ihn so tief berührt zu haben, dass er nach der kurzen Zeit in Israel wieder anfing, neue Lieder zu schreiben. „Who by Fire“ entstand 1974 nach der Israelreise. „Eine der Aufgaben eines Priesters, eines Cohens, im Judentum ist es, vor der



Gemeinde zu stehen und göttlichen Schutz herabzurufen“, schreibt Friedman. „Cohens Text funktionierte auf verschiedenen Ebenen, so wie ein gutes Gebet. Die Melodie erfüllte die Funktion, die die chassidischen Rabbiner der Musik zuschrieben, nämlich Gefühle und Bedeutungen für diejenigen zugänglich zu machen, die die Worte nicht verstehen können oder wollen, oder sogar Gefühle

und Bedeutungen anzudeuten, für die Worte nicht ausreichen.“

Cohen befand sich bei seiner inneren Orientierungssuche während dieser Reise auch an einer Schnittstelle der Hörgewohnheiten, erläutert Friedman. Mit seinem individualistischen Ansatz des Verarbeitens von Angst und Todeserleben in leisen Liedern stand Cohen im diagonalen Kontrast zur Musik der vorhergehenden Sangestradition für Frontlieder, die durch Kampflieder und Marschmusik gekennzeichnet war.

Friedman nimmt den Leser auf Cohens Reise durch das Kriegsgebiet von 1973 mit. Die persönlichen Aufzeichnungen Cohens wurden ihm von den Nachlassverwaltern großzügig zur Verfügung gestellt, sodass manches hier zum ersten Mal veröffentlicht wird, genauso wie manches Foto, das ihm Interviewpartner überlassen haben. Aus unterschiedlichstem Material hat er einen Text über diese Tage geschrieben, der die innere Entwicklung Cohens nachvollziehen lässt und die Wirkung von Cohens Lieder auf die Soldaten deutlich macht. Eine miteinander berührende Lektüre.

Priska Tschan-Wiegemann

Matti Friedmann: *Wer durch Feuer, Krieg am Jom Kippur und die Wiedergeburt Leonard Cohens*, 204 S., Henrich & Henrich Verlag, Leipzig 2023, www.henrichhentrich.de.

Deportiert – Erfahrungen deutscher Juden

„Eine kollektive Erzählung auf der Basis Hunderter Zeugnisse“, so teilt der Buchumschlag die Intention und Vorgehensweise dieser Darstellung mit. Ab 1940 werden als Juden definierte Männer, Frauen und Kinder aus ihrer Heimatregion im damaligen „großdeutschen“ Reich deportiert. Die systematischen Großdeportationen aus Deutschland beginnen im Herbst 1941. Die Geschichte der Deportierten endet in manchen Fällen nach wenigen Tagen oder Wochen in Todeslagern, manchmal nach Monaten oder Jahren in Lagern oder auf der Straße, wo sie von den alliierten Streitkräften befreit und versorgt werden. Manche Stimme kommt vielfach zu Wort, manche einmalig.

Die achtzehnjährige Elisabeth Block, Lisi genannt, notierte im Oktober 1941 in ihr Tagebuch: „Man kann sich denken, welche Angst sich unser bemächtigte, sowohl um unsere Verwandten als auch um uns selbst. Wie leicht kann uns dasselbe Los treffen, ohne irgendwelche Sachen jetzt im Winter in dieses wüste Land mit seinen fast unmöglichen Lebensverhältnissen.“ Das schrieb sie noch vor der ersten Großdeportation aus München ins litauische Kaunas vom 20. November 1941. Nach ihrer Deportation mit den



ANDREA LÖW

DEPORTIERT

»Immer mit einem Fuß im Grab«
Erfahrungen
deutscher Juden

S. FISCHER

Eltern und Geschwistern am 3. April 1942 von München nach Piaski verliert sich ihre Spur. Wahrscheinlich wurde sie am 5. April 1942, unmittelbar nach der Ankunft dieses Transports, im Vernichtungslager Belzec vergast.

Manche sind geübte Schreiber, gar Literaten, wie der österreichische Journalist und Schriftsteller Oskar Rosenfeld, der nach dem Vorgehen gegen die Alten, die Kranken und die Kinder und den Massen deportationen aus dem Ghetto Litzmannstadt im September 1942 in seinem Tagebuch notierte: „Wenn so etwas möglich ist, was gibt es dann noch? Wozu noch Krieg? Wozu noch Hunger? Wozu noch Welt?“

Andere sind ungeübt im Erzählen oder haben ihre Muttersprache bis zu einem gewissen Grad verloren. So hat bei Günther Katzenstein, der aus einer alteingesessenen deutsch-jüdischen Familie stammte und wenig Bezug zu Ostjuden hatte, die Syntax seiner aus Polen stammenden späteren jüdischen Frau und seine zweite Sprache Schwedisch abgefäßt: „Zur Sache gehört, dass ich war ein bisschen bekannt im Ghetto, weil ich habe beide gespielt, Akkordeon und Klavier. Und zu gewissen Anlässen hat die Lagerleitung mich genommen, wenn sie gefestet (gefeiert) haben.“

Für den Leser entsteht ein vielstimmiges Mosaik Deportierter aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei. Die Autorin Andrea Löw fasst im Epilog

zusammen: „Die persönlichen Berichte, die dieser Arbeit zugrunde liegen, zeigen, wie ihre Verfasserin und Verfasser sich von heute auf morgen in einer ihnen vollkommen fremden Welt wiederfanden, die von Gewalt, Brutalität, Hunger und permanenter Angst und steten Bedrohung durch den Tod geprägt war. Sie bezeugen auch die Versuche der Menschen, all dem etwas entgegenzusetzen, ihr Leben zu organisieren und Mittel und Wege zu finden, ihre verzweifelte Lage zu verbessern.“

Es ist aber der Fachkenntnis der Autorin zu verdanken, dass der Leser die Situation an den Deportationszielen und deren Entwicklung annähernd erfasst und des-

halb die Erzählung der um ihre Subjektivität und Würde ringenden Menschen einzuordnen vermag. Aus dieser Sachkenntnis, verknüpft mit den erzählten oder niedergeschriebenen Erlebnissen der Ergriffenen kann erst ein solches Buch werden, wie es hier vorgelegt wird. Es ist eine souveräne Geschichtserzählung, wie sie selten in der Geschichtswissenschaft vorgelegt wird. Sie ist für den historischen Laien ebenso wertvoll wie für die Fachwissenschaftler.

Die Historikerin Andrea Löw, stellvertretende Leiterin des Zentrums für Holocaust Studien am Institut für Zeitgeschichte in München, hat für diese Arbeit hunderte von Quellen durchgesehen. Sie

wollte damit die Stimmen derer wieder hörbar bzw. lesbar machen, die vom NS-Regime zum Verstummen gebracht wurden. Damit hebt sie die Verfolgten ein Stück weit wieder aus ihrer Anonymität heraus. Wir sollten das lesen. Das sind wir den vielen, die durch die nationalsozialistische Politik ausgesiegt, deportiert und ermordet und damit zum Schweigen gebracht wurden, schuldig.

Angela Genger

Andrea Löw: Deportiert. „Immer mit einem Fuß im Grab“. Erfahrungen deutscher Juden, 368 Seiten, Verlag S. Fischer, Frankfurt 2024, www.fischerverlage.de.

Singularkollektiv



wenn sie Glück haben, nach gelungenem Vorspielen angestellt werden – vielleicht nicht nur bei den Städtischen Bühnen, sondern bei den Philharmonikern? Und zu was werden die Musiker mit Tarifvertrag laut Paragraph 6, Absatz 2 Punkt d verpflichtet? Unter anderem dazu, „ungewöhnliche Instrumente“ zu spielen, wie das Heckelphone oder die Mandoline oder die Bassflöte. Die „ist so lang, dass sie an ihrem blasbaren Ende einen Knick bekam. Ihren Klang nimmt man zuerst nicht als Teil des Orchesters wahr, man glaubt, ein Fenster irgendwo wäre einen Spalt offen, durch den ein Luftzug in den Saal dringt“.

In der Erzählung „Der Trompeter“ gibt es während der Aufführung von Boris Mussorgskis „Bilder einer Ausstellung“ in der Bearbeitung von Maurice Ravel Luftalarm. Wir sind in einem Kriegsgebiet, wo jeder weiß, was der Alarmton bedeutet.

Der erste Blick ins Inhaltsverzeichnis verrät es schon: Es geht um Musik, es geht um Musiker, es geht um Orchester und nicht um Solisten – und wenn doch, dann um die des Orchesters. Und wenn man klassische Musik mag, dann ist die Lektüre dieses Buches das reinste Vergnügen. Man hört, man sieht, man schmunzelt und man lernt. Die Überschriften lauten zum Beispiel: Ouverture, Vier Abschiede gibt es aus dem Orchestergraben, Plumpes Intermezzo oder eben Singularkollektiv. Etwa in der Mitte des kleinen Bandes ein fünfzehnseitiger Text, bei weitem der längste mit verschiedenen Abschnitten, der so beginnt:

„Der statistisch greifbaren Existenz der Streicher gegenüber, einer Existenz, die von der Masse des dicht gepunkteten Notenmaterials mit Tausenden und Aber-tausenden von Tönen geprägt ist, das dazu noch um eine Vielzahl der Musiker potenziert wird, die diese Töne spielen, steht der Musiker, der nicht nur als einziger seine Stimme spielt, sondern der ein Instrument spielt, das während des ganzen Konzerts nur einen einzigen Ton zu spielen hat.“

Es ist, erfahren wir bald, der Beckenspieler in Anton Bruckners 7. Sinfonie. Der Erzähler entfaltet diese Musik, wir hören sie, erleben sie, vor allem aber erleben wir, was dieser einsame Musiker, auch räumlich von den anderen getrennt in der hintersten, wenngleich erhöhten Reihe, zu leisten hat.

Aber selbst die vielstimmigen Geigen hängen voneinander ab. Was also passiert, wenn Herr Müller, einer der zweiten Geigen-Spieler, zu spät ins Konzert kommt? So erzählt in der gleichnamigen Geschichte. Wir erfahren, was es mit Herrn Müller, nicht mit dem Orchester, macht.

Dass Orchestermusiker üben, üben, üben, schon als Kinder und Jugendliche. Und

tet. Der sicherste Ort des Aufführungsgebäudes ist das Treppenhaus. Dorthin also begeben sich Musiker und Publikum raschen Schrittes. Dann kehren sie auf ihre Plätze zurück. Aber es bleibt nicht bei dem einen Alarm; es geht raus von der Bühne und aus dem Zuhörerraum wieder und wieder ins Treppenhaus. Im Konzertsaal setzt das Orchester immer wieder da an, wo ein Übergang vor dem Abbruch möglich schien. Aber dann erklingt das Stück im Treppenhaus. Und der Trompeter, sonst unauffällig in dritter oder vierter Reihe, er steht auf der obersten Treppenstufe. Und auch in diesem Text sehen wir die „Bilder“ (einer Ausstellung) vor uns und hören die Musik. Die Erzählung endet mit einer Überraschung. Die sei hier nicht vorweggenommen.

Der Autor, Ofer Waldman, geboren 1979 in Jerusalem, war einer der ersten Musiker in Barenboims West-Eastern Divan Orchestra. 1999 zog er nach Berlin, wo er eine Ausbildung als Hornist absolvierte. Er war Mitglied verschiedener Orchester, u.a. des Israel Philharmonic Orchestra und der Neuen Israelischen Oper. Später studierte er Geschichte an der Hebrew University Jerusalem und promovierte nach dem Studium der Germanistik an der Freien Universität Berlin. Seit 2015 lebt er als freier Autor, der hauptsächlich für den Rundfunk arbeitet. 2021 erhielt er, zusammen mit Noam Brusilowsky, den deutschen Hörspielpreis der ARD für „Adolf Eichmann: Ein Hörprozess“, produziert von RBB und Deutschlandfunk. Ofer Waldmann hat uns ein kleines, feines Büchlein geschenkt, das mindestens jeden Musikliebhaber ungemein zu bereichern vermag.

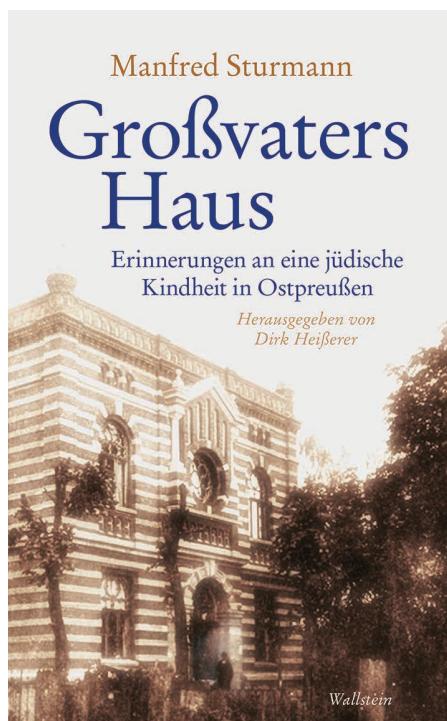
Angela Genger

Ofer Waldmann: Singularkollektiv Erzählungen, 154 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2023, www.wallstein-verlag.de.

Großvaters Haus

Manfred Sturmanns Erinnerung an seinen Großvater ist wahrlich ein kleines Juwel. Dirk Heißerer, Literaturwissenschaftler in München, hat das Manuskript, das Manfred Sturmann über seinen Großvater verfasst hat, erstmals vollständig ediert und mit Zeitdokumenten sowie einem Nachwort versehen. Sturmann, 1903 in Königsberg geboren und 1989 in Jerusalem gestorben, hat seine Erinnerung 1941/42 in Jerusalem, wohin er 1938 emigriert war, niedergeschrieben. Vor seiner Emigration war Sturmann bereits als Lyriker erfolgreich hervorgetreten. In seiner Erinnerung vergegenwärtigt er auf eine anrührende und aufrichtige Weise das Leben seines Großvaters Jakob Akiba Sturmann (1838–1917), der von 1865 an bis zwei Jahre vor seinem Tod als Prediger in der ostpreußischen Stadt Osterode wirkte.

Jakob Sturmann, als schlecht bezahlter Lehrer in die „unentwickelte Kleinstadtgemeinde“ Osterode geholt, beförderte durch ein umsichtiges und strenges Regiment als Prediger das religiöse Leben in dieser ostpreußischen Stadt. 1893 wurde sein langes Wirken mit dem Bau der neuen Synagoge gekrönt. Manfred Sturmann berichtet nicht nur vom Leben seines Großvaters, sondern auch von seinen eigenen Begegnungen mit ihm. „Ahn und Enkel“ treten hier aber nicht in einer fruchtbaren, das Judentum an die folgende Generation weiter vermittelnden Beziehung zueinander auf. Denn der Enkel konnte die Erwartungen und Ansprüche des Großvaters, aus ihm einen frommen Juden zu machen, nicht erfüllen. Manfred Sturmann beschreibt ausführlich sein Versagen und die damit zusammenhängenden Ängste eines Kindes, das seinen Großvater liebt, in seiner Gegenwart „Wärme und Schutz“ verspürt, jedoch dies nur als emotionale Geborgenheit ver-



steht, nicht aber als Geborgenheit in der Tradition, für die der Großvater steht.

Dieser erscheint deshalb auch als eine zwar verehrungswürdige, aber letztlich doch einsame Gestalt, die ein Judentum repräsentiert, dem der Enkel Manfred nicht mehr genügen kann. „Großvater war der Repräsentant einer Epoche, die längst schon abgeschlossen war, als er noch lebte.“ Obwohl der Großvater dadurch bereits „unwahrscheinlich und spukhaft“ auf seinen Enkel wirkte, vermag dieser vom Großvater letztlich doch ein beeindruckendes Porträt zu zeichnen. Jakob Sturmann erscheint hier als ein Vertreter des deutschen Judentums, das sich durch die Emanzipation der Juden zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte herausbilden können.

Für den Enkel hatte er „etwas Übermenschliches“, was Manfred Sturmann

zwar zunächst noch durch Bezüge zu den Erzvätern, zu Moses und König David näher zu bestimmen versucht, dessen eigentlicher Umriss ihm aber letztlich doch eher im Bilde jenes Erlebnisses des Moses‘, der Gott nicht von Angesicht schauen konnte, sondern nur den bereits Vorbeigegangen (Ex. 34), am besten zum Ausdruck zu kommen scheint. Denn dieses Übermenschliche ist für Manfred Sturmann nicht mehr das Zeitgemäße, sondern das bereits Vergangene. Dass der Großvater aber auch ein Mensch sein konnte, zeigt die Schilderung der Besuche bei Großvaters Vetter Simon, der im nahen Kuckuckswalde als Bauer arbeitet. „Es war eine Beziehung knorriger und wunderlicher Art.“ Welche Bedeutung der Großvater als Familienoberhaupt hatte, in dem sich zugleich die Gestalt eines jüdischen Patriarchen verkörperte, zeigt Manfred Sturmann an den Reaktionen der trauernden Familie nach dem Ableben des Großvaters.

Sie sehen sich „verwaist und hilflos zurückgelassen“. Der Tenor von Manfred Sturmanns Porträt seines Großvaters ist nicht der Blick auf dessen Gestalt, sondern der Rückblick auf dessen Leben, das schließlich in der Vergangenheit zurückbleibt. Es zeigt die Spur des Großvaters, dessen jüdische Welt und dessen jüdisches Lebensgefühl aus der Gegenwart des Enkels immer mehr verschwindet. Durch seinen ausführlichen Kommentar gibt jedoch heute Dirk Heißerers Edition die Möglichkeit, sich in diese entschwundene jüdische Welt einzufühlen.

Daniel Hoffmann

Manfred Sturmann: Großvaters Haus. Erinnerungen an eine jüdische Kindheit in Ostpreußen, hrsg. von Dirk Heißerer, 184 Seiten, Wallstein Verlag, Göttingen 2024, www.wallstein-verlag.de.

Genial oder verrückt

des geheimnisvollen Gelehrten erschienen sind, einige Nachrufe sowie später publizierte Erinnerungen und Würdigungen. Aus der Feder des Herausgebers stammt eine kurze biographische Studie, die erklärtermaßen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Es geht Nachmani hauptsächlich um den Nachweis, dass Chouchani in Wirklichkeit Hillel Perlman (1895–1968) hieß, der ein Schüler des berühmten Rabbins Abraham Yizhak Kook in Jaffa war. Warum der sonderbare Tora-Lehrer seit Ende der Zwanzigerjahre sich nicht mehr Hillel Perlman nannte und nach der Shoah keinen Kontakt mit einem Neffen haben wollte, bleiben für Nachmani ungeklärte Fragen.

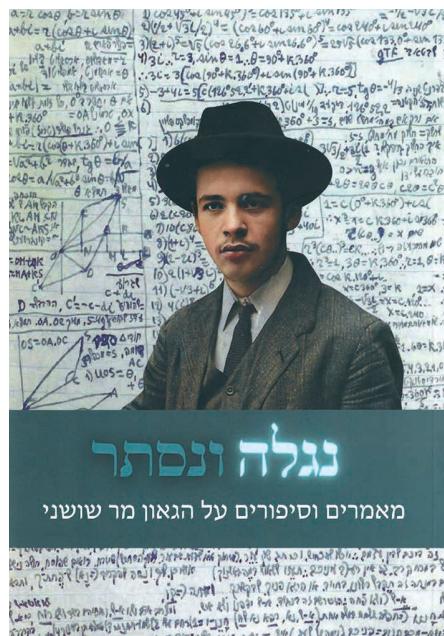
Fast gleichzeitig hat man in Israel zwei Werke über einen 1968 in Montevideo beerdigten außergewöhnlichen Tora-Lehrer veröffentlicht, der sich aus irgendeinem Grund Chouchani nannte. Der Historiker Moshe Nachmani hat ein schmales Büchlein über Chouchani herausgegeben. Und der Dokumentarfilmer Michael Grynspan zeigte seinen 87 Minuten langen Film *Chidat Chouchani* (Das Rätsel Chouchani) in einem israelischen Fernsehkanal; man kann Grynspans Dokumentarfilm jetzt auch auf YouTube sehen. Die zwei genannten Werke ergänzen einander vorsätzlich.

Nachmanis Sammelband enthält Artikel über Chouchani, die bereits zu Lebzeiten

Ohne Zweifel war Chouchani eine beeindruckende Persönlichkeit, die jedoch auch bizarre, sogar abstoßende Züge aufwies. Rabbiner Jehuda Leon Aschkenasi (als Manitou bekannt) bemerkte einmal über Chouchani, er sei sowohl genial als auch verrückt. Worin seine Genialität bestand, haben viele Menschen bezeugt: Chouchani hatte ein photographisches Gedächtnis und konnte die Bibel, den Talmud und sogar kabbalistische Werke auswendig zitieren. Gleichzeitig war er scharfsinnig und ein Meister der Interpretation. Er unterrichtete im Laufe der Jahre viele Schüler; die berühmtesten sind wohl der Schriftsteller Elie Wiesel und der Philosoph Emmanuel Levinas

und Schalom Rosenberg. Warum hielten ihn manche Zeitgenossen für verrückt? Weil er oft ungepflegt war und wie ein Clochard aussah; er führte ein unbürgerliches und unberechenbares Leben. Als man ihm einmal einen Lehrstuhl an einer israelischen Universität anbot, lehnte Chouchani sofort ab.

In seinem preisgekrönten Film lässt Grynspan viele Männer und Frauen zu Wort kommen, die Chouchani hier und dort begegnet sind. Er beschreibt nicht nur Episoden aus der wechselreichen Lebensgeschichte des rätselhaften Meisters, sondern erzählt auch, wie seine Fragestellung sich im Laufe der zehnjährigen Arbeit an dem Dokumentarfilm wandelte. Anfangs wollte er klären, woher Chouchani kam und wie er ursprünglich hieß; später rückte eine wichtigere Frage in den Vordergrund: Was wollte er lehren und bewirken? Es gelang Grynspan, handgeschriebene Aufzeichnungen von Chouchani zu finden. Der Gelehrte, der regelmäßig Vorträge hielt, hat zwar erstaun-



licherweise keine einzige Zeile publiziert, aber doch hundert engbeschriebene Hefte hinterlassen, deren Inhalt allerdings nie-

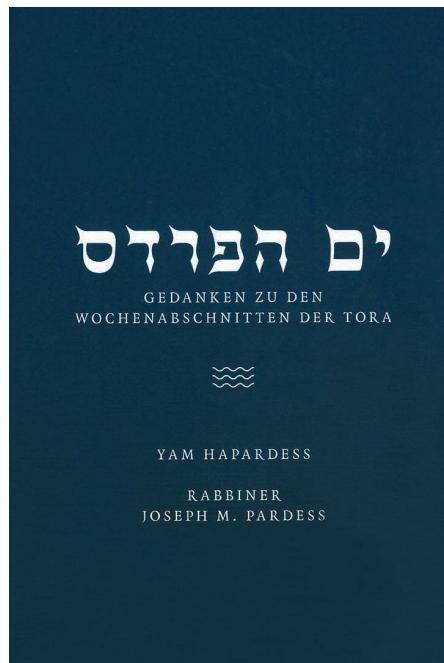
mand ohne große Anstrengungen begreifen kann.

Heute befindet sich ein Großteil der Notizbücher von Chouchani in der Nationalbibliothek in Jerusalem, und mehrere Forscher arbeiten an der Entzifferung der kryptischen Texte. Grynspan meint, Chouchani habe in seinen Heften nicht nur Ideen festgehalten, sondern auch eine Art Tagebuch geführt. Vielleicht werden wir eines Tages wissen, warum aus Hillel Perlmutter vor dem 2. Weltkrieg Chouchani wurde. Eine psychologische Untersuchung könnte herausarbeiten, welche Probleme ihn umhertrieben. Es ist derzeit wohl noch nicht möglich, eine kritische Biographie von Chouchani zu verfassen; ein solches Werk dürfte manche Überraschungen bringen und sicher viel Aufsehen erregen.

Yizhak Ahren

Moshe Nachmani (Hrsg.): Nigle venistar. Maamarim vesipurim al haagron mar Chouchani (hebr.), 108 S., Zefat 2024.

Yam Hapardess



Yam Hapardess ist ein materialreiches Werk, das die Leser nicht nur theoretisch belehrt, sondern auch Richtlinien für ihre religiöse Praxis bietet. Hier sei nur eine solche Passage zitiert: „Es gibt Menschen, die sich gewisse Werte der Tora wählen und sie über andere Werte und Mitzwot stellen. So gibt es Menschen, die gegen Tierquälerei sind. Sie verzichten auf Fleisch und kämpfen gegen diejenigen, die Pelzmäntel tragen. Einige haben die Bedeutung von Erez Israel über alle anderen Werte gestellt, und ihr Ziel ist es, sich überall im Land niederzulassen. Zweifellos handelt es sich um wichtige Mitzwot und Werte, aber wir sind nicht berechtigt,

in Sachen Tora unsere persönlichen Prioritäten zu setzen.“

Unsere Freude an der Publikation von Pardess wird leider durch zahlreiche Fehler der unterschiedlichsten Art getrübt. Offensichtlich hat der Autor die Druckfahnen seines Buches nicht gelesen und der im Impressum genannte Lektor war der Aufgabe nicht gewachsen. Den Satz „Raschis Quelle scheint Siftei Chachamim zu sein“ (S. 376) hätte Pardess sicher korrigiert. Das Buch Siftei Chachamim wurde erst Jahrhunderte nach Raschis Bibelkommentar geschrieben und kann daher nicht seine Quelle sein.

Um in dieser Besprechung nur noch eine falsche Angabe zu notieren: Auf Seite 507 ist als Quelle angegeben: „Rambam (Hilchot Teschuwa 87)“. Im hebräischen Manuskript standen vermutlich die Buchstaben Pe und Zajin; gemeint war jedoch nicht die Zahl 87, sondern die Abkürzung von: Perek sajin = Kapitel 7.

Im deutschsprachigen Raum sind nach der Shoah schon mehrere Bände mit Beiträgen zum Wochenabschnitt erschienen; die Namen der Verfasser und die Titel ihrer Veröffentlichungen sollen an dieser Stelle nicht aufgelistet werden. Diese Werke ergänzen einander, sie bleiben relevant und aktuell. Ihr Wert für eine solide jüdische Erziehung ist unverzichtbar.

Yizhak Ahren

Rabbiner Joseph M. Pardess: Yam Hapardess. Gedanken zu den Wochenabschnitten der Tora, Herausgeber: Misrachi Österreich, 541 Seiten, ISBN: 978-3-200-08925-9.

Der nächste Redner ist eine Dame

Vor 75 Jahren, am 7. September 1949, tagte der Deutsche Bundestag zum ersten Mal. Von den 410 Mitgliedern waren zunächst 28, am Ende der Legislaturperiode 38 Frauen. Es waren Frauen, die alle einen persönlichen Grund hatten, sich in die Politik einzubringen. Im Buch „Der nächste Redner ist eine Dame. Die Frauen im ersten deutschen Bundestag“ werden ihre sehr unterschiedlichen Lebenswege beschrieben.

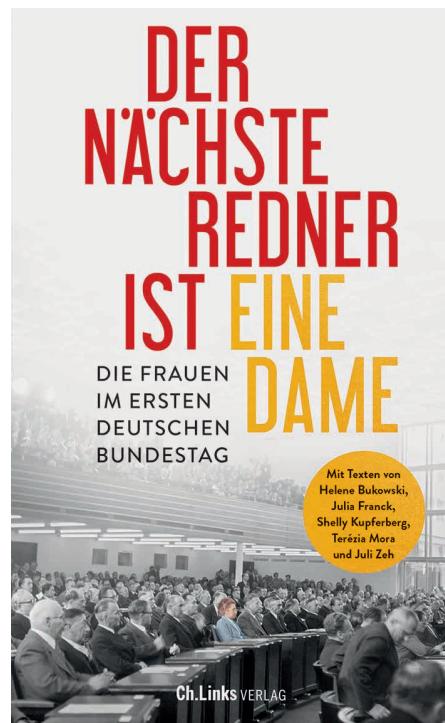
In einer erhellenden Einleitung macht Natalie Weis, Historikerin beim Wissenschaftlichen Dienst des Bundestages, die Situation der damaligen Abgeordneten weiblichen Geschlechts deutlich: Im politischen Alltag zu Beginn und Mitte des letzten Jahrhunderts waren sie für parlamentarisches Engagement einfach nicht vorgesehen. Einige dieser mutigen Frauen waren während ihres politischen Engagements zwischen den beiden Weltkriegen vorübergehend verhaftet worden, entweder wegen ihrer Parteizugehörigkeit oder wegen ihres beruflichen Engagements für eine Partei. In der Nazizeit wurden nicht wenige inhaftiert.

Alle 38 Frauen werden in Kurzbiographien vorgestellt. Einige dieser Biographien sind, wohl auf Grund mangelnden Quellenmaterials, weniger informativ. Der Leser nimmt allerdings zur Kenntnis, dass antisemitische und nationalsozialistische Ansichten in diesem ersten Bundestag nach 1945 nicht völlig verschwunden waren. Fünf Frauen bekommen in dem Buch eine längere Würdigung, die jeweils von einer Schriftstellerin verfasst worden ist.

Mit ihrem Essay über die einzige Jüdin dieses ersten Bundestags, die SPD-Abgeordnete Jeanette Wolff, trägt Julia Franck einen hoch informativen und sehr reflektierten Artikel zu diesem Buch bei. „Die einzigen jüdischen Abgeordneten in den fünfziger Jahren, Jacob Altmaier, Peter Blachstein und Jeanette Wolff, sind alle drei Mitglieder der SPD. Keiner der drei jüdischen Abgeordneten wird jemals eine Ministerposition erlangen“, schreibt Julia Franck.

Jeanette Wolff selbst hat über ihr Leben während der Verfolgung durch die Nationalsozialisten nach ihrer Rückkehr nach Berlin am 2. Januar 1946 einen erschütternden Bericht verfasst. Er ist in der Schrift „Mit Bibel und Bebel“ zu finden. Dieses mittlerweile vergriffene Buch ist allerdings in guten Fachbibliotheken zu finden.

1888 in Bocholt/Westfalen als Älteste von 16 Kindern geboren, wurde Jeanette Wolff in einem geistig offenen Elternhaus erzogen. Schon mit fünf Jahren konnte sie lesen und schreiben. Der Vater, Isaac Cohen, zunächst als Lehrer tätig, musste



diesen Beruf im Staatsdienst wegen seines Engagements in der Sozialdemokratischen Partei aufgeben. Er wurde Textilhändler und versuchte in seiner politischen Arbeit die Gleichstellung der Juden politisch voranzutreiben. Als gläubiger Jude erzog er seine Kinder konsequent im jüdischen Glauben. Die Mutter legte größten Wert auf soziales Engagement.

Vor diesem geistigen Hintergrund schließt sich Jeanette Cohen mit siebzehn Jahren der sozialistischen Jugend an und lernt, individuelle Erfahrungen mit gesellschaftlichem Engagement zu verknüpfen. Bei Verwandten in Brüssel macht sie ihr Examen zur Kindergärtnerin und lernt dort ihren späteren Mann Hermann Wolff kennen, den sie 1911 heiratet. 1912 wird in der Wolff'schen Textilfabrik in Bocholt der Achtstundentag eingeführt. Während und nach dem Ersten Weltkrieg leitet Jeanette Wolff die Fabrik selbst. Im Jüdischen Frauenbund wird Jeanette mit 24 Jahren Vorstandsmitglied. Die drei Töchter werden 1912, 1916 und 1920 geboren. „Neben ihren beruflichen Aufgaben im Betrieb und den familiären in Haushalt und Kindererziehung arbeitet die mit der dritten Tochter schwangere Wolff in der Kommunalpolitik. Schon auf den Parteitagen der zwanziger Jahre entwickelt sich Jeanette zu der rhetorisch souveränen und scharf argumentierenden Rednerin, die wir heute in Tondokumenten des Deutschen Bundestages hören können“, schreibt Julia Franck.

Am 5. März 1933 wird Wolff festgenommen und zu zwei Jahren „Schutzhaft“ verurteilt. Sie schreibt dazu in „Mit Bibel und Bebel“: „Der Terror der SA-Horden machte sich schon überall bemerkbar.

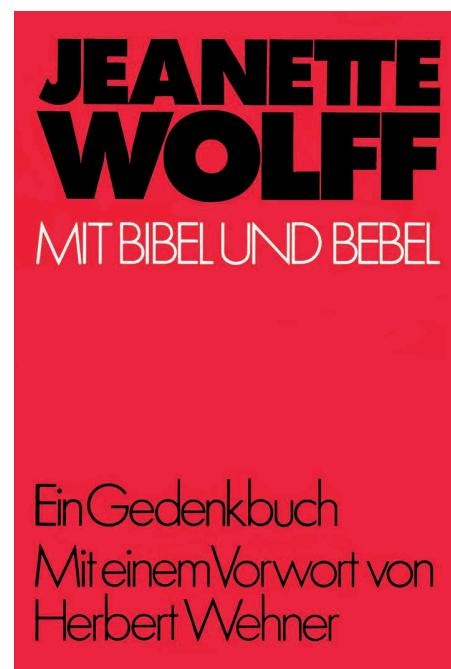
Auch ich wurde davon betroffen, als ich als Diskussionsredner gegen Gauleiter Wagner auftrat und er mir erklärte, dass er sich eines Tages an mir rächen würde. Ein Beleidigungsprozess, den ich gewann, da ich ja den Wahrheitsbeweis antreten konnte für das, was ich gesagt hatte, und die vielen Artikel, die ich gegen die Nazis geschrieben habe, die Vorträge, in denen ich die Folgen einer nationalsozialistischen Herrschaft voraussagte, und Vorträge, in denen ich jene Führer dieser Bewegung, die stark kriminell belastet waren, unter die Lupe nahm, zogen mir die Todfeindschaft der Nazis zu. Bevor man mich dem Gefängnis übergab, verhörte man mich sechs Stunden lang in einer Schule. Der SA-Führer Fraude führte die Verhandlung. Nach dem Verhör, bei dem sie weniger als Nichts von mir erfuhren, wurde ich über den Kirchplatz geführt mit dem Schild um den Hals ‚Verräter am Nationalsozialismus‘. Ein Gendarmerie-Oberwachtmeister, dem ich beim Kapp-Putsch und den nachfolgenden Unruhen das Leben rettete, ging an meiner Seite als mein Schutz. Er ist mein Freund geblieben bis heute.“

Es ist diese absolut der Wahrheit verpflichtete Haltung von Jeanette Wolff, ihre Angstfreiheit, die aus jeder Zeile ihres Lebensberichtes spricht. Während ihrer Haftzeit wird ihre Familie gezwungen, nach Dortmund umzuziehen und die Firma in Bocholt aufzugeben. Nach ihrer Entlassung gründet Jeanette Wolff in Dortmund eine Privatpension mit Mittags- und Abendtisch für Juden. 1938 wird in der Reichspogromnacht die Wohnung der Familie zerstört, Hermann Wolff festgenommen und drei Monate im KZ Sachsenhausen misshandelt. 1939 muss Jeanette mit ihren Töchtern in eine „Judenwohnung“ ziehen. Im Januar 1942 wird die Familie ins Ghetto von Riga deportiert, danach in verschiedene andere Konzentrationslager, zuletzt in ein Außenlager des KZ Stutthof. Über jedes Lager schreibt Wolff und nennt Namen. Über Stutthof schreibt sie:

„Um 4 Uhr morgens war Appell. Zum Waschen war keine Zeit. Innerhalb drei Minuten musste der Appell stehen. Ohne Schläge ging es nicht ab. Ein Häftling namens Max Mosulf, der Henker vom Stutthof, hatte die Aufsicht über die Baracken der jüdischen Frauen. Er prügelte uns buchstäblich aus den Kojen heraus, hohnlachend und freudestrahlend, wenn seine Hiebe besonders gut gesessen hatten.“ Jeanette Wolff gelingt es nur aufgrund von äußerster Disziplin, Wachsamkeit und Vorsicht nicht krank zu werden. Gespräche mit gleichgesinnten Sozialistinnen stärken sie.

Ab September 1944 wurden 1.500 arbeitsfähige Gefangene des Lagers zu einem Todesmarsch bei klierender Kälte gezwungen und von Lager zu Lager getrieben. Am 26. Januar 1945 wurden die noch lebenden Gefangenen schließlich von den Russen befreit. Von Familie Wolff haben nur Jeanette und ihre Tochter Edith überlebt. Schon 1946 wurde Wolff Stadtverordnete für die SPD in Berlin. Von 1951 bis 1961 war sie Mitglied des deutschen Bundestags und hat in der Auseinandersetzung mit KPD und SED ihre Uner schrockenheit vor jeder Art von Willkürherrschaft gezeigt. Mit ihren energischen Forderungen nach Restitution und Wiedergutmachungszahlungen war sie diejenige, die immer wieder auf die Pflicht des Bundestages zur Aufarbeitung des geschehenen Unrechts verwies. Erst 1953 wurde das bundesdeutsche Entschädigungsgesetz verabschiedet. Und „so wären die Konstituierung unserer Demokratie, die Aufklärung und Aufarbeitung wie der mit ihr beginnende Prozess von Erinnerung und Versöhnung ohne Jeanette Wolffs Politik der Aufklärung und ihre konstruktive Friedensarbeit nicht denkbar“, schreibt Julia Franck. Hinzufügen muss man an dieser Stelle noch, dass die in dem Buch „Mit Bibel und Bebel“ dokumentierten Erlebnisse der NS-Zeit und der Nachkriegszeit ziemlich bald danach von Wolff aufgeschrieben worden waren. Jeder Leser kann diese besondere Authentizität des „Zeitzeugenberichtes“ nachempfinden.

Neben dem politischen und sozialen Engagement in Berlin praktizierte Jeanette Wolff ihren Glauben als Beterin in der Synagoge am Fraenkelufer. Sie gehörte zu den Gründungsmitgliedern der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, engagierte sich im Jüdischen



Frauenbund und war im Direktorium des Zentralrats der Juden tätig. Bei Vorträgen und in Schulklassen berichtete sie von ihren Erfahrungen während der Verfolgung. Der kulturelle Wiederaufbau Deutschlands war ihr ein großes Anliegen: „Wenn wir schon in der Diaspora leben, dürfen wir nicht immer die gepackten Koffer betonen. Wir müssen mit der Umwelt leben. Unsere Arbeit in der Gemeinde und in den jüdischen Organisationen ist letzten Endes auch eine Arbeit für Israel.“ In der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes arbeitete sie eng mit Heinz Galinski zusammen. Mit Hans Rosenthal war sie in mütterlicher Zuneigung persönlich befreundet. Julia Franck würdigt Jeanette Wolffs unwahrscheinliche Kraft zur Resilienz. „Wolff ist mit ihren schriftlichen Erinnerungen, Reden und Zeugnissen zum Gedächtnis unserer Geschichte geworden.“

Die anderen vier Abgeordneten des ersten Bundestags werden in weiteren Beiträgen gewürdigt. Helene Bukowski schreibt über die FDP-Abgeordnete und Ärztin Friederike Mulert, die vor dem Zweiten Weltkrieg keine Zulassung für das eigenständige Führen ihrer Arztpraxis bekam. Juli Zeh würdigt in ihrem Text die KPD-Abgeordnete Grete Thiele. Thiele kam 1949 als „jüngste weibliche Abgeordnete der KPD-Fraktion“ in den Bundestag. Mit „Die erste Europäerin“ hat Shelly Kupferberg einen interessanten Essay über die CDU-Abgeordnete Dr. Luise Rehling verfasst. Rehling hat entscheidende Vorarbeiten für den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag von 1963 geleistet. Terézia Mora schreibt über die CSU-Abgeordnete Dr. Maria Probst. Sie engagierte sich, wie viele weibliche Abgeordnete, für Sozialversicherung, Teilzeitschäftigung und Rentenversorgung der Frauen.

Im Vorwort zu dem Band verweist Bärbel Bas, Präsidentin des Deutschen Bundestages, auf die Vorbildfunktion dieser 38 Frauen, die sich „auf dem Weg zu echter Gleichstellung“ nicht entmutigen ließen. Sie „waren im wahrsten Sinne des Wortes Wegbereiterinnen“. Ein informatives, lesenswertes Buch.

Priska Tschan-Wiegmann

Deutscher Bundestag (Hg.): Der nächste Redner ist eine Dame. Die Frauen im ersten Deutschen Bundestag, 256 Seiten, Ch. Links Verlag, Berlin 2024, www.aufbau-verlage.de.

Jeanette Wolff: Mit Bibel und Bebel. Ein Gedenkbuch mit einem Vorwort von Herbert Wehner, 141 S., Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1980. Das Buch ist vergriffen, aber wohl in guten Fachbibliotheken zu finden.

RIAS BAYERN

Атака на память о Катастрофе

Антисемитизм, связанный с Шоа, в Баварии

RIAS Bayern
Орган постсоветской и обозрительной политики и образования в Баварии

Shoa in Westdeutschland. Die Veröffentlichung ist unter rias-bayern.de als PDF downloadbar und kann gebührenfrei unter info@rias-bayern.de als Printversion bestellt werden.

RIAS Bayern nimmt Meldungen über antisemitische Vorfälle auf und unterstützt Betroffene von Antisemitismus in Bayern. Sie wird vom Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales gefördert und arbeitet eng mit dem Bundesverband RIAS zusammen. Auf Grundlage der gemeldeten Fälle und eigener Recherche verfasst RIAS Bayern regelmäßig bayernspezifische Berichte über Antisemitismus, betreibt Aufklärungs- und Öffentlichkeitsarbeit und trägt so zum Kampf gegen Antisemitismus bei.

www.rias-bayern.de

Суккот

Земельный раввин д-р Йоэль Бергер

Суккот, известный также как Праздник кущей, – третий из наших паломнических праздников, посвященный 40-летнему странствию израильтян по пустыне после выхода из Египта. В течение этого времени они жили во временных убежищах, или сукках, которые символизируют нашу собственную зависимость от Божьей защиты и заботы. Сукка символизирует хрупкость жизни и наше доверие к Всевышнему.

В Сефер Ваикра, третьей книге Моисея, мы читаем (23:42–43): «Семь дней вы будете жить в шатрах. Все уроженцы Израиля должны жить в шатрах, чтобы знали ваши будущие поколения, что Я заставил израильтян жить в шатрах, когда вывел их из Египта. Я Господь, Бог ваш».

Этот отрывок напоминает о верности Господа нам, и о том, как важно помнить о нашем скромном начале как народа. Это призыв к смиренению и благодарности за благословения, которые мы получаем каждый день.

Суккот также известен как «Семан Симхатейну», время нашей радости. В отличие от других праздников, для которых характерен скорее более мрачный тон, в Суккоте выражены радость и торжественность. Нас призывают радоваться обильному урожаю и Божьей доброте.

Еще один важный аспект Суккота – размахивание четырьмя видами растений, *Арба Миним* на иврите. К ним относятся: *Этрог*, райское яблоко. Оно напоминает лимон и обладает характерным ароматом. Во время благословения его держат в левой руке. *Лулав*, пальмовое дерево – центральный шип пальмовой ветви, который держат в правой руке вместе с другими растениями. *Хадас* – три ветки мирта с тремя листьями, растущими из каждого узла. И *Аравот* – две ветви ивы, которые менее прочны и должны чаще меняться во время праздника.

Эти четыре вида используются в специальной церемонии, а во время праздника их вместе несут по синагоге в процессии, на иврите *Хакафот*. Размахивание *Арба-миним* символизирует единство и разнообразие еврейского народа и чтит присутствие Бога по всем направлениям в пространстве. Самый важный ритуал, связанный с *Арба-миним*, – это благословение, которое произносится над ними каждый день Суккота, за исключением Шаббата. Этот обычай основан на библейской заповеди из третьей книги Моисея (23:40), которая повелевает израильтянам: «Возьмите себе в первый день плоды славного дерева (этрог), пальмовые ветви (лулав), ветви лиственных деревьев (хадас) и от ивы при ручье (арава), и радуйтесь перед Господом, Богом вашим, семь дней».

Эти четыре вида растений учат нас единству и разнообразию. Как каждое растение важно для выполнения митцы – заповеди, так и каждый человек ценен в глазах Бога. Этот ритуал напоминает нам о необходимости принимать наши различия и взаимодействовать в гармонии.

«Радуйтесь празднику вашему: вы, сыновья ваши и дочери ваши, рабы ваши и рабыни ваши, левиты, пришельцы, сироты и вдовы, которые живут в городах ваших. Семь дней вы будете праздновать праздник Господа, Бога вашего, в месте, которое изберет Господь. Ибо Господь, Бог твой, благословит тебя со всем урожаем твоим и во всех делах рук твоих, и радость твоя будет полной.» (5 Б.М.16:14–15)

Это повеление радоваться подчеркивает универсальность праздника, который приносит радость всем людям, независимо от их положения. Она напоминает нам о том, что истинное счастье можно найти в общине, приобретая совместный опыт. Во время Суккота нам предписано жить в сукке – временном шалаше, который находится под открытым небом. Эта практика – мощное напоминание о быстротечности жизни и нашей вере в Божественную защиту. В Псалме 91 (1–2) говорится: «Тот, кто живет под защитой Всевышнего, покоится в тени Всемогущего. Я скажу о Господе: «Он – прибежище мое и крепость моя, Бог мой, на Которого я уповаю».

Жизнь в сукке побуждает нас выйти из зоны комфорта, оценить простоту жизни и найти безопасность в присутствии Бога, а не в материальных благах.

Праздная Суккот в современном мире, мы должны задуматься о том, как учение этого праздника можно применить к нашей современной жизни. В то время, когда многие сосредоточены на приобретении все большего количества вещей, Суккот призывает нас быть благодарными за то, что у нас есть, и уметь довольствоваться малым. Он призывает нас строить более крепкие сообщества, способствовать инклюзии и поддерживать тех, кто в этом нуждается.

Собираясь в наших синагогах, чтобы отметить радостный праздник Суккот, давайте вспомним уроки этого праздника: Благодарность за Божескую заботу, радость от наших благословений, единство в многообразии и доверие к Божественной защите. Пусть этот Суккот станет временем истинной радости, глубоких размышлений и важных связей с Богом и друг с другом.

«Хаг Сameах» – Радостного праздника



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.